Nr. 28 — Leipzig, den 14. Juli — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Gottheit Christi 3 — „Niedergefahren zur Hölle" 4 — Heinrich IV. in Canossa: 8. König Heinrich als Büßender in Canossa; 9. Das Gottesurteil der Abendmahlsprobe; 10. Der Sieger von Canossa — Die Berliner Kirchennot vor den Vereinigten Kreissynoden — In Sachen Trümpelmanns 2 — Aus Belgien — Bücher und Schriften: Jesus von Nazaret, ein Epos; Die Grundgesetze des Christentums; Briefwechsel zwischen Martensen und Dorner 1839—1881; Deutsch-National — Quittung — Anzeigen

Die Gottheit Christi

Das Wort ward Fleisch. Joh. 1, 14

3

Das Wort ward Fleisch! Was hat denn jedes aufrichtige Wort zu bedeuten, das über unsre Lippen kommt, und was ist sein Zweck? Nicht wahr, es soll verraten und bekannt geben, was bisher im Herzen verborgen lag; es soll zum Ausdruck bringen, was bis dahin still und heimlich die Seele bewegte. So hat auch Gott sein Innerstes heraus sagen und darstellen, hat sein unerkanntes Wesen der Welt vernehmlich machen und vor Augen führen wollen — das hat er gethan in Christo, unserm Herrn. Die Gedanken, die das große Gottesherz erfüllen, das Leben, das darin sich regt, der ganze Reichtum seines Wesens hat sich in ihm verkörpert, hat in ihm Gestalt gewonnen, ist in ihm sichtbar und greifbar vor uns hingetreten und hat in die niedre Hülle unsrer kleinen menschlichen Art sich gekleidet. Nicht bloß verkündet hat Jesus Gottes heiligen Liebeswillen, nicht bloß bezeugt hat er die hehre Wahrheit seines Gottes, nicht bloß gepriesen seine Herrlichkeit. Nein, er selbst, wie er leibt und lebt, wie er ist und sich giebt, wie er handelt und duldet, er selbst ist das lebendige, sichtbare, wesenhafte Wort, das Gott zu den Menschenkindern redet, in das er den Inhalt seines Herzens hineingelegt, darin er die Fülle seiner Seele vor uns ausgesprochen hat. Er selbst, sein heiliges Leben, Leiden und Lieben, vor allem sein Heilandstod am Kreuz, er selbst ist die Stimme Gottes vom Himmel herab, ist die Sprache des Unsichtbaren in der Höhe, der sich uns hat kundgeben und seine heiligen Tiefen uns hat erschließen wollen. Nun wissen wir es, daß diese Tiefen wallen und überfluten von Liebe und Barmherzigkeit, daß sie glühen und brennen und lodern von Gnade und Treue, von Langmut und Geduld. Ja, das Wort ward Fleisch!

Jetzt verstehn wir dich, Lieblingsjünger unsers Herrn, der an Jesu Brust gelegen, der das Herz des Gottessohnes schlagen gehört, der wie kein andrer so innig ihm verbunden war. Jetzt verstehn wir dein wunderbares Rühmen, zu dem die anbetende Erinnerung dich fortreißt, darin die Andacht deiner ehrfurchtsvollen, demütigen Liebe nach dem Ausdruck sucht, in den sie sich ganz legen und bergen könne:

> Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.

Was darin ausgesprochen wird, das liegt doch bereits auch in dem, was wir bisher schon erkannten. Das Leben des Ewigen ist in Christo in unsre Mitte getreten; die Fülle dessen, der über allen Wechsel der Zeit erhaben ist, hat in Christus sich hineinergossen; die Herrlichkeit dessen, von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind, ist in Christo zu leibhaftiger Erscheinung gekommen. Nun, dann ist also auch das, was wir in Christo bewundern und ehren, um deswillen wir uns anbetend vor ihm beugen, dadurch er das Herz uns abgewinnt und uns zum Glauben zwingt, dann ist diese Geistesgröße, diese Reinheit und Wahrheit, diese Liebe und Treue nichts andres als die Macht, welche die Welt in ihren Händen trägt, aus deren Lebensschoße alles hervorgegangen und ins Dasein getreten ist, und die alles lenkt und regiert nach ewigem Rat und zu ewigen Zielen hin. Ist Christus das Gefäß, worein es Gott gefallen hat, den Reichtum seines Wesens auszuschütten, ist er der lautre, reine Spiegel, der den Abglanz der Klarheit Gottes wiederstrahlen sollte, damit die Welt in seinem Lichte das Licht ihres Gottes schaue, dann ist eben das, was Christi Größe und Hoheit ausmacht, von Uranfang her, ist gewesen, ehe die Welt war, hat das Herz Gottes erfüllt, den Inhalt seiner Gedanken gebildet, dem Thun seiner Hände die Richtung gegeben, als er Himmel und Erde und was darinnen ist, ins Leben rief, um daran die Stätte seiner Offenbarung zu haben. Also auf Christus hin ging das Absehn Gottes; Christi Kommen wars, was er begehrte; um Christi willen bildete und ordnete er das Größte und Geringste; Christo entgegen lenkte er die Geschicke der Welt. Ja noch mehr: eben dasselbe Leben, das in Christo war, das war in Gott, als er die Welt schuf, das gab allem seine Gestalt, sein Wesen, das wirkte sich aus in der Lenkung des Gewordnen, das wob die Fäden und Maschen des wunderbaren Gewebes der Heilsgeschichte, erleuchtete immer wieder die heiligen Männer und sandte sie aus in die Welt, bis es endlich seine ganze Fülle in Christo Jesu offenbaren konnte.

Nun denn, so schauen wir zu ihm auf und wissen, daß, wenn wir vor ihm unsre Knie beugen, wir nicht einen Menschen neben Gott stellen, sondern daß es doch eben nur Gott selber ist, dem wir Andacht und Anbetung entgegenbringen. Und eben doch nur so dürfen wir göttlicher Ehre ihn teilhaftig machen, daß damit der Vater nicht beiseite gedrängt und zurückgestellt wird. Wie sehr wäre das auch gegen den Sinn des Herrn selbst, der so ganz in den Vater ein- und aufgegangen ist, so völlig von sich selber abgesehn, so ausschließlich sein ganzes Leben nur des Vaters Dienst gewidmet und eben gerade deshalb den Namen empfangen hat, der über alle Namen ist. Aber zur Ehre Gottes des Vaters dürfen und wollen wir ihn als den Herrn bekennen, und indem wir vor ihm uns niederwerfen, den Vater selbst anrufen. Das ist unser Glaube an die Gottheit unsers Erlösers.

D-K

„Niedergefahren zur Hölle"

4

Das Bisherige ist nun aber doch nicht alles, was zum Verständnisse dieses Stücks gehört. Ich hebe noch weiter folgendes hervor. Wenn die Gemeinde zu Rom, als sie das Symbol schuf, sich noch an dem einfachen „begraben" genügen ließ, so hing das wohl auch damit zusammen, daß man noch nicht darüber nachdachte, was Christus während der „drei Tage," die er in der Unterwelt gewesen, gethan habe. Aber die Frage hiernach ist doch schon im zweiten Jahrhundert sehr rege gewesen. Man fand bald eine Antwort: Christus hatte auch den Toten gepredigt. Genauer glaubte man, Christus habe auch die Patriarchen, sowie Moses und die Propheten bereits aus der Unterwelt befreit und mit sich hinaufgeführt, als er auferstand, so zwar, daß er sie schon damals in das Paradies oder in den Himmel versetzte. Man nahm in dieser Beziehung einen Vorzug jener „Väter" an, der uns an den Vorzug erinnert, den die Griechen ihren Heroen zugestanden.

Es ist dabei noch ein andres bemerkenswert. Christi Auferstehung war den Christen die Bürgschaft dafür, daß sie auch auferstehen würden. Ja zum christlichen Glauben gehörte von Anfang an der Glaube an eine bevorstehende Auferstehung aller, der Gläubigen und Ungläubigen. Der Artikel von der „Auferstehung des Fleisches" gehört schon zur altrömischen Form des Taufsymbols. Man glaubte, in kürzester Frist (täglich, stündlich war man darauf gefaßt) werde der auferstandne und jetzt im Himmel weilende, „zur Rechten des Vaters sitzende" Herr wiederkommen, um Gericht zu halten. Die Einleitung dieses Gerichtes werde die Wiederbelebung der Leiber sein. Jeder werde den Leib dann erhalten, in dem er gestorben (das Kind seinen kindlichen, der Greis seinen greisenhaften), der fortan unvergänglich sei. Der Leib der Gläubigen werde ein verklärter, vollkommen reiner, heiliger Leib sein, befähigt, mit teil zu haben an den geistigen seligen Freuden des Reiches Christi. Die Ungläubigen empfangen ein Urteil der Verdammnis und werden in die Unterwelt zurückgestoßen, um dort von ewigem Feuer gequält zu werden. Hier wandelt sich die Vorstellung von der Unterwelt zu derjenigen der Hölle. Aber die Hölle ist eine zukünftige Größe. Eine zukünftige Größe ist auch das Paradies, das Gottesreich, in das die Gläubigen eingeführt werden. Die Gläubigen werden der Unterwelt einmal alle entnommen werden. Sie harren in ihr, soweit sie die Wiederkunft Christi nicht auf Erden erleben, des „Tones der Posaune," der ihnen ankündigen soll, daß die Auferstehung und das Gericht beginnen. Auch jetzt schon haben sie in der Unterwelt etwas vorab vor den Ungläubigen. Sie leben nicht eigentlich mit diesen zusammen. Es giebt zwei Orte in der Unterwelt, die durch eine tiefe Kluft getrennt sind, in dem einen sind die Ungläubigen, in dem andern die Gläubigen, und beide haben schon einen Vorschmack des Loses, das sie erwartet. Die Gläubigen erfahren auch noch eine weitre Läuterung, so daß sie makellos sind, wenn das Gericht kommt und das Paradies sich für sie eröffnet. Das sind Vorstellungen, wie sie bei einem Irenäus und Tertullian in eingehenden Einzelausführungen uns entgegengebracht werden.

Aber bei diesen Theologen, besonders bei Tertullian, also in der Zeit des beginnenden dritten Jahrhunderts, sehen wir nun eine Vorstellung auftauchen, die eine bedeutsame Aenderung des Interesses an Christi Hadesfahrt in sich schloß. Irenäus und Tertullian bekämpfen die neuen Gedanken; aber diese sind gleichwohl siegreich geworden. Es sind etwa die folgenden. Wenn bis dahin galt: Christus ist so gut wie alle Menschen in die Unterwelt hinabgestiegen; noch immer steigen alle Menschen wie er im Tode zunächst in die Unterwelt hinab; nur einzelne haben einen Vorzug (Tertullian denkt auch an die Märtyrer): so gab es auch Leute — und man sieht, das sind die eigentlich „kirchlichen" Leute des dritten Jahrhunderts —, die behaupteten: Dazu stieg Christus in die Unterwelt hinab, daß wir nicht mehr hinabsteigen. Darin liegt der Gedanke, die Christen hätten sämtlich als Gläubige den Vorzug vor den Heiden, daß sie im Tode nicht mehr in das Reich des Hades, die Unterwelt, hinabzusteigen brauchten: sie stiegen direkt hinauf in den Himmel, in das Paradies. Man glaubte zwar nicht, daß der Tod dem Einzelnen sogleich seine ganze Seligkeit bringe: auch die Gläubigen würden zunächst leiblos sein und erst bei der allgemeinen Auferstehung und nach dem Gerichte das volle Gottesreich ererben. Allein vor dem Reiche der „Schatten" seien sie doch geborgen, sie seien sofort „bei Christo." Man redete jetzt von einem andern Werke Christi in der Unterwelt als vorher. Nicht nur „gepredigt" habe er dort, nein, Mann gegen Mann habe er dort den Tod, den „König der Unterwelt," der bis dahin die Macht hatte, alle in sein Reich hinabzuziehen, besiegt und ihm nur die Gewalt über die Bösen und Ungläubigen gelassen.

Es ist dem Kenner der allgemeinen geistigen Stimmungen der Zeit seit Mark Aurel, seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts, nicht schwer, die Zusammenhänge der neuen christlichen Hoffnung und der neuen Vorstellung über die Bedeutung von Christi Hadesfahrt mit der ganzen Entwicklung der Menschheit jener Tage zu erkennen. Ich will darauf nicht eingehen. Es genüge hier die Bemerkung, daß das Christentum damals mehr wie je Todesfurcht, Todesgrauen in der Menschheit vor sich sah, daß die Christenheit auch stärker wie je dieses Gefühl als natürliche Regung teilte, zugleich aber ihrerseits den großen Gedanken dawider setzte: wir werden leben. Der Herr ist im Tode gewesen; er ist in seine Tiefen hinabgestiegen; er ist dem Tode entgegengetreten und hat ihn schwach gemacht. Er ist auferstanden; mit ihm sind alle die Seinen von der Macht des Todes frei geworden: sie sterben, und sie sterben doch nicht, d. h. sie sterben nicht wie die Ungläubigen, sie gehen aufwärts, nicht niederwärts, nicht in die unheimliche Schattenwelt, nein, in die Welt des Lichtes und Lebens: sie verlieren im Tode auch nicht vorläufig gegenüber dem gegenwärtigen Leben — der Tod ist für sie sofort ein Sieg: Tod, wo ist dein Stachel?! Das bedeutete damals die Kunde: Christus war in der Unterwelt, als er starb und ehe er auferstand oder zum Himmel einging. Das war kein „schauriger" Gedanke, das war ein seliger Gedanke: so ist der Gedanke in das Symbol gelangt.

Aber wie ist denn nun aus Christi Hadesfahrt die „Höllenfahrt," wie man sie gemeinhin versteht, geworden? Das ist so geschehn. Die Unterwelt blieb, wie schon gesagt, für die Vorstellung der Kirche der Ort der Verdammnis. Die Bösen versetzte man auch für die Wartezeit bis zum Gerichte noch immer in die Unterwelt. Sofern die „Hölle," der Strafort, im Vollsinne erst eine zukünftige Größe war, hat man, solange man lateinisch redete, doch nie eigentlich gedacht, daß Christus zur Hölle, die es noch nicht gab, hinabgestiegen sei. Diese Vorstellung ist dann hernach aber doch nicht ganz unvermittelt auf den altkirchlichen Gedanken aufgepfropft worden. Nämlich zu jeder Zeit kannte man in der christlichen Kirche einen Teufel. Der „Teufel" und der „Tod" sind für die fromme Phantasie stets sehr nahe verwandt gewesen, ohne freilich ganz dasselbe zu werden. Der Unterschied an und für sich ist der, daß jener als der Herr im Reiche der Bösen, dieser als der Herr im Reiche der Schatten gedacht wurde. Der Berührungspunkt der Vorstellung von beiden lag darin, daß man auch den Tod aus der Sünde herleitete. Um der Sünde willen stirbt der Mensch. Hätte Adam nicht gesündigt, so würde sein Geschlecht nicht dem Tode gehören. Diese altchristliche Beurteilung des Todes geht allerdings längre Zeit halbneutral neben der allgemein-antiken Vorstellung vom Tode und von der „Unterwelt" her. Sie wurde zunächst nur aus gewissen biblischen Stellen, besonders der Erzählung vom Sündenfalle, entnommen, ohne in größerm Umfange praktische Bedeutung zu gewinnen. Eine solche erhielt sie erst im Zusammenhange mit jener Stimmung, die den Tod besonders fürchtete. Je mehr dabei der Tod der König der Schrecken wurde, um so lebhafter ergriff man den Gedanken, daß der Tod für den Menschen nicht etwas „Natürliches" sei, sondern eine Strafe. Von dieser Strafe hat uns Christus frei gemacht, nicht indem er sie an unsrer Statt trug, wohl aber indem er für uns bis in den letzten Schlupfwinkel der Macht des Todes eindrang und

diese Macht aufhob, besiegte. Er hat Teufel und Tod in einem überwunden. Aber nun trat der „Teufel" vor dem „Tode" je länger je mehr hervor. Das hat seine bestimmten erkennbaren Anlässe, die hier auf sich beruhen mögen. In diesem Zusammenhange gewinnt der Gedanke von Christi Abstieg zur Unterwelt seinen spätern Charakter, der sich im wesentlichen auch im Protestantismus erhalten hat.

Für das Wort „Hades" oder das lateinische Wort für die „Unterwelt" bot sich naturgemäß das deutsche Wort „Hölle." Die Hölle ist der Ort der „Hel," der Todesgöttin. Ich entnehme aus Grimms Wörterbuch, daß die lokale Vorstellung die personale überwog. Die „Hölle" ist der Raum, darin die Toten leben, so daß der Gedanke der Herrin in diesem Raume nur selten mit hervortritt. Es läßt sich zeigen, daß die Hölle in bestimmten Redewendungen noch lange im neutralen Sinne das Totenreich bezeichnet, also nicht den besondern Strafort der Verdammten. Aber in der Kirche hatte die Vorstellung vom „Teufel" so sehr sich in den Vordergrund gerückt, daß die Vorstellung von der „Hölle" hier doch ausdrücklich personalen Charakter gewann und nun auch immer mehr sich mit der des Strafortes für die Bösen vereinigte. Der „Teufel" unterscheidet sich vom „Tode" nun auch unter dem Gesichtspunkte, daß er direkter als dieser, als eine wirkliche Persönlichkeit vorgestellt wurde. Der „Tod" konnte zwar persönlich gedacht werden, aber man behielt eine Empfindung dafür, daß man dabei einer poetischen Vorstellung folge. Der Teufel war mehr als eine „Personifikation" des Bösen, er war der persönliche Repräsentant des Bösen. An einem Kampfe Christi mit dem Teufel, inmitten der Schrecknisse des Ortes, den man sich als den angedrohten Strafort der Bösen vergegenwärtigte und gerne besonders „schaurig" ausmalte, wo auch schon jetzt die Bösen sind und wo nur Böse sind, fand die Phantasie noch mehr Nahrung als an dem Gedanken eines Kampfes Christi mit dem Tode. Der letztre Gedanke war die dramatisch lebendige Ausführung einer Auffassung des Werkes Christi, die doch immer deutlich einen theoretischen Charakter behielt. Der Gedanke eines Kampfes mit dem Teufel bot ungleich mehr Anlaß zu phantastischen Einfällen und zu wundersamen „Fragen." Dazu kam, daß sich im Mittelalter die dogmatische Lehre von der Heilsbedeutung des Todes Christi immer mehr dahin wandelte, daß man Christus im Tode als mit Gott handelnd begriff. Die Aktion mit dem Teufel wurde dadurch in eine dogmatische Nebenstellung gerückt. Sie wurde ein Rätsel, eine sonderbare Notiz.

Man trennte jetzt die Bedeutung des Todes und der Hades- oder Höllenfahrt Christi. Die Höllenfahrt wurde eine absonderliche wunderbare Repräsentationshandlung Christi. Irgendwie war auch ein solcher Akt nötig, um dem Teufel seine Macht für diejenigen, die glauben wollen, zu nehmen; aber warum er nötig war, wieso Christi Opferwerk an Gott — denn das wurde jetzt die Bedeutung seines Todes — nicht ausreiche, begriff man nicht.

In dieser Fassung wird uns die Lehre von Christi Höllenfahrt noch immer gemeinhin überliefert, und es ist erfreulich, wenn man dabei wenigstens so vorsichtig zu Werke geht, wie Luther und im Anschlusse an ihn die Konkordienformel es verlangen. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß sich die Neugier der „Höllenfahrt" des Herrn vor den andern Stücken des Symbols bemächtigte. Mit nichts beschäftigt die fromme Neugier sich lieber, als mit den Geheimnissen des Jenseits. Sie wollte immer mehr von den Vorgängen bei Christi Vordringen zur Hölle wissen. Luther sieht in dem Artikel von der Höllenfahrt nach der äußern Seite des hier Geschehnen ein Mysterium. Aber er bekämpft ausdrücklich alle Neugier; man solle sich genügen lassen an dem Gedanken, daß Christus im Tode auch den Teufel gebändigt habe. Wie er das gethan, das solle man nicht erforschen.

Ich meine, man sollte den Artikel von der Höllenfahrt mehr historisch erklären, auch vor den Konfirmanden. Er betont an und für sich unter Voraussetzung der antiken Vorstellungen über das Jenseits, daß Christus wirklich gestorben gewesen, und er enthält den Gedanken, daß er für uns gestorben ist. Das „für uns" können wir als evangelische Theologen nur nach den bessern Gesichtspunkten, die wir dem Neuen Testamente zu entnehmen imstande sind, ausführen. Und man sage es doch ausdrücklich, daß die antiken Vorstellungen, wie sie in das apostolische Symbol hineinspielen, ein äußerliches Beiwerk sind, das mit dem wirklichen christlichen Glauben von Christus nichts gemein hat. Ob man eine andre, die richtigere Uebersetzung einführen sollte? Damit wäre wenig geholfen. Ob das Apostolikum preisgegeben werden sollte? Nach meinem Urteile keinesfalls. Giebt es auch das eine und andre „Aergernis" an ihm, so ist es anderseits doch viel reicher, als eine oberflächliche Betrachtung sieht. Die geschichtliche Deutung seines Sinnes kann noch manches herausfördern, was uns diese Formel als ein hochwertes Besitztum erkennen lassen wird. Ich hoffe durch mein Buch auch in dieser Richtung einige Mißverständnisse zurechtstellen zu können. Es ist nicht so, als ob wir an dem Apostolikum nur zu tragen hätten, es kann auch uns noch immer tragen. Doch darüber habe ich jetzt nicht weiter zu reden.*)

F K

Heinrich IV. in Canossa

8. König Heinrich als Büßender in Canossa

Als Heinrich seinen Vorschlag, in Rom sich vom Banne lösen zu lassen, zurückgewiesen sah, betrat er, das nächste Ziel, den Tag von Augsburg zu verhindern, klar im Auge behaltend, den einzigen ihm noch offnen Weg: Gregor zur Absolution zu nötigen, bevor dieser die Alpenpässe erreichte.

Da die oberdeutschen Herzöge die nördlichen Alpenübergänge besetzt hielten, so reiste der König über Besançon. Wahrscheinlich war es der Mont Cenis, den er dann überstieg. Wir schweigen von den Beschwerden der Reise — ein deutscher König durfte wohl für eine Krone sein Leben wagen! Stürmischer Jubel begrüßte Heinrich, als er Oberitalien erreichte. Aber er widerstand der Versuchung, sich an die Spitze der kampfbereiten Massen zu stellen. Canossa konnte einer jahrelangen Belagerung trotzen, und jeder außerhalb Deutschlands zugebrachte Tag steigerte die Gefahr für seine Herrschaft daheim. Da leuchtete ihm noch ein Hoffnungsstrahl auf! Vielleicht ließ sich durch Unterhandlungen doch etwas erreichen! Heinrich bat die Gräfin Mathilde und den Abt Hugo von Cluny, die in Canossa weilten, um eine Unterredung. Aber ihr Vermittlungsversuch erzielte keinen Erfolg.

Die nüchterne, klare Ueberlegung, daß von der Lösung des Bannes seine Zukunft abhing, hatte Heinrich zur Reise bestimmt; dieselbe Erkenntnis hatte ihn die lombardischen Anerbietungen zurückweisen lassen — jetzt blieb nur noch ein Ausweg, allerdings ein dornenvoller Pfad. Da Gregor militärisch unangreifbar war, da eine akute politische Verwicklung, die ihn zum Verlassen des Felsennestes hätte nötigen können, augenblicklich nicht ins Werk zu setzen war, so war die einzige Rettung, moralische Zwangsmittel gegen ihn anzuwenden.

Freiwillig entschloß sich Heinrich, zum Zeichen seiner Reue, den schärfsten Bußübungen der Kirche sich zu unterziehen. An drei Tagen ist der deutsche König ohne allen königlichen Schmuck, umkleidet von dem wollnen Büßerhemd, barfuß vor dem Schloßthor erschienen, um trotz allen Bitten und Thränen doch nicht Einlaß in die eigentliche Burg zu erhalten. Der stolze König — ein Bettler! Der kühne Held der Schlachten — im Gewande des armen Sünders! Wie mag es in seinem Innern gekocht, mit welcher grimmen Wut mag er das Thor zu dem Felsennest des verhaßten Pfaffen betrachtet haben! Daheim ein König und hier! — Gedanken, die nicht auszudenken waren, Vergleiche, die das Blut zum Herzen jagten.

Und der kleine Mann drinnen, der nur ein Wort zu sprechen brauchte, um das widrige Schauspiel zu beenden — warum sprach er es nicht? War es Freude, einen der Großen dieser Erde im Staube zu sehen? Mustern wir die lange Reihe der Statthalter Christi, so treffen wir freilich eine ganze Anzahl,

---

*) Ein Wort über 1. Petri 3, 19 folgt noch. D H

die in trauriger Vielseitigkeit Gott den Herrn zu vertreten vorgaben, daneben aber ein Leben führten, das ihnen einen Ehrenplatz in der Galerie berühmter Verbrecher sichert. Gregor VII. gehört nicht zu ihnen; er ist ein makelloser Charakter. Sich freuen über die Demütigung Heinrichs wäre sittliche Rohheit für ihn gewesen; Gregor stand über einer solchen niedrigen Gesinnung.

Am vierten Tage endlich — die ganze Zeit hindurch hatten zwischen der Umgebung des Königs und dem Papste Verhandlungen stattgefunden — wurde Heinrich geöffnet. Die beiden höchsten Machthaber der damaligen Zeit traten sich gegenüber. Heinrich wirft sich mit seinen Begleitern zu Boden und bekennt seine Schuld unter heftigem Weinen; aber auch des gewaltigen Richters Augen wurden feucht: der Eindruck dieser Begegnung war ein geradezu überwältigender.

Es folgte nun die Freisprechung vom Banne und ein Meßgottesdienst.

9. Das Gottesurteil der Abendmahlsprobe

Ein Rest des germanischen Heidentums waren die Gottesurteile, die sich das ganze Mittelalter hindurch bis zum fünfzehnten Jahrhundert erhielten. Man kann als Termin sogar das achtzehnte Jahrhundert nennen, sofern die Wasserprobe auch im Hexenprozeß als Beweismittel noch Verwendung fand und ebenso wie die Nadelprobe ein Urteil Gottes voraussetzte.

Die Gottesurteile, auch Ordalien genannt, ruhten auf der Ueberzeugung, daß Gott dann, wenn ein irdischer Richter die Wahrheit nicht ermitteln könne, durch eine besondre Offenbarung mittelst äußrer Zeichen Schuld und Unschuld kund thue. Dem Ausgange des Gottesurteils folgt daher ohne weitres Freisprechung oder Bestrafung. Das Gottesurteil war eine Rechtsinstitution, aber seine Anwendung wurde unter Aufsicht der Kirche vollzogen, die das Verständnis der Bedeutung des Aktes bei den Teilnehmern zu erzielen bestrebt war. Fasten, Gebete und Abendmahlsgenuß gingen der Handlung voraus, die dann in der Kirche oder in deren Nähe stattfand.

Als Gottesurteil wurde z. B. die Entscheidung des Loses und Zweikampfes betrachtet. Sehr verbreitet war die Feuerprobe, die in großer Mannigfaltigkeit angewandt wurde. Ohne Verletzung die Hand ins Feuer halten oder zwischen brennenden Holzstößen hindurchgehen, oder glühendes Eisen tragen oder mit bloßen Füßen über glühende Pflugscharen schreiten galt als sichrer Beweis der Unschuld. Bei der Wasserprobe wurde der Angeklagte gebunden in ein gefülltes Bassin geworfen oder mußte aus einem Kessel heißen Wassers mit entblößtem Arm einen hineingeworfnen festen Körper hervorholen; im ersten Fall war seine Rettung, wenn er versank, im zweiten, wenn er unbeschädigt blieb. Das Bahrgericht diente zur Ermittlung eines Mörders. Die Verdächtigen wurden vor die auf eine Bahre gelegte Leiche geführt; man erwartete irgend ein Zeichen des toten Körpers, wenn der Schuldige sich nahe. Bei der Probe des geweihten Bissens mußte ein Stück Brot und Käse verschluckt werden; ging dies gut von Statten, so war der Beschuldigte frei. Im engen Zusammenhang damit steht die Abendmahlsprobe. Der Genuß der geweihten Hostie sollte den Schuldigen sofort töten.

Von einem Gottesurteil in der letztgenannten Form erzählt nun der Mönch Lambert von Hersfeld:

Als Heinrich von dem Banne losgesprochen war, hielt der Papst ein feierliches Hochamt, berief nach Vollendung des heiligen Meßopfers den König zu dem Altar und sprach, den Leib des Herrn in der Hand haltend: Ich habe von dir und deinen Anhängern Schreiben erhalten, worin du mich beschuldigst, daß ich den apostolischen Stuhl durch Ketzerei der Simonie bestiegen und mein Leben auch mit andern Verbrechen befleckt habe, die mir vermöge der kanonischen Satzungen jeden Zutritt zu den heiligen Weihen verschlossen hätten. . . . . . Um nun mit der kürzesten Genugthuung bei allen jeden Anstoß des Aergernisses völlig aus dem Wege zu räumen, so soll der Leib des Herrn, den ich hinzunehmen im Begriffe bin, mir heute zum Prüfstein meiner Unschuld werden, daß der allmächtige Gott mich heute durch sein Gericht entweder von dem Verdachte des mir vorgeworfnen Vergehens freispreche, wenn ich unschuldig bin, oder mich eines plötzlichen Todes sterben lasse, wenn ich schuldig bin. Dann nahm er und aß einen Teil des Leibes des Herrn.

Als er gegessen, wandte er sich an den König und sagte: Thue nun, mein Sohn, wenn es dir gefällig ist, was du mich thun gesehen hast. Die Fürsten des deutschen Reiches behelligen täglich unsre Ohren mit ihren Anklagen, eine große Last schwerer Verbrechen auf dich wälzend. Wenn du dich unschuldig weißt und dir bewußt bist, daß dein Ruf von deinen Widersachern verleumderisch durch falsche Beschuldigungen angetastet wird, so nimm diesen noch übrigen Teil des Leibes des Herrn, damit du deine Unschuld durch das Zeugnis Gottes bewähreſt und jeder Mund der gegen dich Unrechtes Redenden verstopft werde.

Da begann der König, von dem Unerwarteten der Sache betäubt, hin und her zu schwanken, Ausflüchte zu suchen, mit seinen Vertrauten, von der Menge abgesondert, Rat zu halten, wie er der Notwendigkeit einer so furchtbaren Prüfung entgehen könne.

Heinrich wagte nicht, das ist das Endresultat, die Hostie zu essen.

Das ist die berühmte Abendmahlsszene, die als ein Gottesgericht die Schuld Heinrichs offenbart haben soll. Eine kritische Untersuchung dieses Berichts ergiebt, daß diese Darstellung des Lambert von Hersfeld, so pikant sie auch ist, als eine Legende anzusehen ist. Andre Berichterstatter, die dem Orte der Handlung und den beteiligten Personen nahe standen, erzählen, daß Heinrich die Hostie genommen hat. Lamberts Erzählung ist nicht Geschichte, sondern Klosterklatsch. Sie ist Ergebnis der Kombination einerseits des Urteils, daß Heinrich bald den Vertrag von Canossa gebrochen hat, und anderseits der Nachricht, daß in Canossa ein Abendmahl gefeiert worden. Da nun in den Augen der Gregorianer die Schuld Heinrichs fest stand, die wirkliche Teilnahme des Schuldigen an der Kommunion aber nach allgemeiner Zeitmeinung die Strafe des Himmels herausgefordert hätte, so ergab das Ausbleiben eines Strafgerichts, daß Heinrich das Abendmahl überhaupt nicht genossen haben könne.

Nach der Messe speisten König und Papst zusammen — dann trennten sie sich, um sich in diesem Leben nicht wieder zu sehen.

10. Der Sieger von Canossa

Wer war der Sieger? Die Säule auf der Harzburg hat das Wort einer denkwürdigen Reichstagssitzung aus der Zeit des Kulturkampfes: Nach Canossa gehen wir nicht! spätern Geschlechtern aufbewahrt. Das Urteil, das jenem Worte zu Grunde liegt, ist ein Gemeingut aller; wie thöricht also die Frage! Sie muß dem freilich wunderlich erscheinen, der bereits auf Grund der Thatsache der Büßung, die allerdings geschichtlich so gut beglaubigt ist, als nur irgend ein Ereignis beglaubigt sein kann, die Fragestellung für verkehrt erklärt. Aber die Beweisführung: Die Buße war eine Demütigung, eine Schmach, eines deutschen Königs unwürdig, darum ist sie als Ausdruck einer vollständigen Niederlage Heinrichs zu verstehen — dieser Gedankengang ruht auf dem modernen Geschmacksurteil, das in dem kläglichen Anzuge und Aufzuge des Büßenden etwas durchaus Abstoßendes erblickt. Eben daraus wird dann gefolgert, daß der Regent als öffentliche Persönlichkeit einer solchen Handlung sich nicht unterziehen darf; man überträgt also die politische Erhabenheit des Fürsten auch auf die Sphäre des kirchlich-religiösen Gebiets. Die Richtigkeit dieser Grundsätze für die Gegenwart wollen wir hier nicht untersuchen; aber eben darum, d. h. weil sie der modernen Zeit und modernen Kulturentwicklung entsprechend und deren Ergebnis sind, eben darum sind sie ungeeignet, um von ihnen aus das hier erörterte Ereignis vor acht Jahrhunderten zu beurteilen. Wie jedes beliebige Geschehnis irgend eines Abschnitts der Weltgeschichte in dem Zusammenhange der dabei wirksamen Faktoren und nach den zu dieser Zeit geltenden Maßstäben beurteilt sein will, so gilt es, auch für die Beurteilung des Falles von Canossa den Maßstab der damaligen Zeit zu gewinnen.

Einen Anhalt liefert bereits der Umstand, daß ein Heinrich III. von Hanno von Köln sich hatte geißeln lassen, daß ein Heinrich II. und Otto III. Bußübungen der demütigendsten Art vorgenommen, daß ein Otto der Große mit nackten Füßen Buße gethan. Wichtiger aber ist noch, in welcher Weise die direkten Zeitgenossen Heinrichs über seinen Bußgang sich geäußert haben. Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß diese aus den Vorgängen, die sich in und um Canossa abgespielt haben, keineswegs den Eindruck einer unerhörten Begebenheit schöpften. Weder erblickten die Parteigänger Gregors in der

Demütigung Heinrichs einen sonderlichen Triumph des Papstes, noch auch fühlten die Autoren der Gegenpartei jenen Schritt als eine schmachvolle Unterordnung. Diese Beurteilung des Falles durch die Zeitgenossen, die der seither üblich gewordnen durchaus entgegensteht, ist umso bedeutsamer, wenn wir uns erinnern, daß die Autoren, die hier in Frage kommen, Streitschriftsteller waren, die keine Mühe scheuten, wo es galt, Anklagematerial aufzusuchen, und in der Ausbeutung dessen, was etwa geeignet schien, den Gegner herabzusetzen, keine Schonung kannten. Gerade die Züge, die für uns den Gang nach Canossa so anstößig machen, entsprachen augenscheinlich vollständig dem religiösen Geschmack jener Zeit. Man fand es höchst erbaulich, daß auch der König zur Absolution nur durch eine Buße gelangen könnte. Man redete also wohl von der demütigen Gesinnung, die Heinrich bewiesen, aber man machte ihm daraus keinen Vorwurf von der einen Seite, und man verwertete sie nicht gegen ihn von der andern.

Es ist hier auf eine Wiedergabe der in Frage kommenden Quellenbelege natürlich zu verzichten; die umfangreiche Broschürenlitteratur des Gregorianischen Kirchenstreits wäre dann in ihrem größten Teile zu berücksichtigen. Daher muß hier die Behauptung die Stelle des Beweises im einzelnen vertreten.

Doch wenn auch fest steht, daß die Buße von Canossa im elften Jahrhundert eine wesentlich andre Beurteilung erfahren hat, als dies jetzt zumeist geschieht, so ist damit doch die andre Frage noch nicht erledigt: Wer war der Sieger? Diese letztre Frage ist von der Beurteilung des Ereignisses als solchen zu unterscheiden.

Wer war der Sieger von Canossa? Doch wohl der, welcher den größten Vorteil aus jenen denkwürdigen Tagen gezogen hat, doch wohl der Teil, dem die größte Förderung seiner Zwecke daraus erwachsen ist!

Allerdings hat Heinrich Bürgschaften (die Securitates) vor der Absolution geben, gewisse Versprechungen leisten müssen (die promissio Canusina). Ihr Inhalt — und nur auf die Bedingungen dieser offiziellen Urkunde ist von den Begleitern Heinrichs der Eid abgelegt worden — verpflichtete den König: 1. an einem von dem Papste zu bestimmenden Tage allen Fürsten Genugthuung zu geben oder nach seinem Vorschlage sich zu vergleichen; 2. den Papst sicher nach Deutschland zu geleiten. Aber selbst wenn nun ein solcher Fürstentag im Beisein des Papstes jetzt noch zu stande gekommen wäre, Heinrichs Verhältnis zur Kirche war durch die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft ihrer Güter geregelt. Der Bann konnte nicht mehr gegen ihn ausgespielt werden. Zunächst aber war der Tag von Augsburg vereitelt, er war gegenstandslos geworden: Heinrich hatte also erreicht, was er wollte.

Und Gregor? Wido von Ferrara sagt von Gregor:

Bald wendet er den Rücken, um loszuschlagen, bald enteilt er in verstellter Flucht, um zu töten, wie es die Kriegskunst fordert. Unbeweglich ausharrend steht er wie ein ausgezeichneter Heerführer und tapferer Kämpfer auf der Wahlstatt.

Diese Charakteristik ist im ganzen richtig. Aber nach den Tagen von Canossa fühlte sich der große Meister offenbar gar nicht als Sieger. Sein Brief an die deutschen Fürsten vom 28. Januar, geschrieben unter dem Eindrucke der eben gewährten Absolution, klingt wie ein Entschuldigungsschreiben. Er zeigt, wie er in einer Zwangslage gehandelt habe. Der König habe durch seinen kläglichen Aufzug alle Anwesenden zu solchem Mitleid bewegt, daß sie mit Bitten und Thränen für ihn sich verwandt und gegen ihn, den Papst, den Vorwurf erhoben hätten, das sei nicht mehr apostolische Strenge, sondern tyrannische Grausamkeit. So habe er endlich nachgegeben und den König freigesprochen.

Und Gregor mußte in der That der freiwillig übernommnen Buße des Königs weichen — er mußte es als Haupt der Christenheit auf Grund der Erwägungen, die überhaupt dem ganzen Bußinstitut das Leben gegeben; er mußte es aber auch als Politiker. Denn eine fortgesetzte Weigerung gegenüber sogar den Bitten des Vertreters von Cluny hätte die von religiösen Gedanken bewegte öffentliche Meinung — ihm überhaupt doch nur zum Teil zugethan — in bedenkliche Bahnen treiben können.

Gregor hat eben durch Canossa den glänzendsten Triumph seines Lebens verloren. Ein Tag, wie der für Augsburg in Aussicht stehende, blieb ihm in Zukunft versagt. Jetzt beginnt seine traurige und zweideutige Vermittlungspolitik

Der Pontifikat Gregors VII. bezeichnet einen Wendepunkt in der Weltgeschichte. Denn mit ihm tritt das Papsttum an die Lösung der Aufgabe, die ihm im Mittelalter gesetzt war. Aber auf dem Gipfel seiner Macht stand Gregor nicht in Canossa, sondern als er im Februar 1076 das Anathema gegen den deutschen König schleuderte. Der Friede zu Venedig, hundert Jahre später, bezeichnet für Friedrich I. einen Systemwechsel, einen Bruch mit den politischen Idealen, für die der Kaiser seine ganze Kraft eingesetzt hatte, für die viel Blut geflossen war. Im Vergleich mit diesem Ereignis ist der Tag von Canossa nicht der Anfang einer neuen Entwicklung, sondern eine Episode.

Wir sagen also mit Recht: Die Buße Heinrichs IV. in Canossa war eine kirchliche Demütigung, aber ein politischer Triumph. C M

Die Berliner Kirchennot vor den Vereinigten Kreissynoden

Es ist schon wiederholt in diesen Blättern das Interesse der gesamten evangelischen Christenheit Deutschlands für den kirchlichen Notstand der Hauptstadt in Anspruch genommen worden. Man ging dabei von der Ueberzeugung aus, daß jener Notstand keine bloß lokale Frage ist, sondern — abgesehen von dem Grundsatze, daß, wenn ein Glied, gar ein so vornehmes leidet, alle Glieder mitleiden — eine Angelegenheit der ganzen evangelischen Kirche, und seine Heilung eine Ehrensache aller evangelischen Deutschen. Hier, im Herzen der protestantischen Hauptmacht, sollte die Kraft und Lebensfülle evangelischen Wesens am meisten zu spüren sein; hier sollte den aus ganz Deutschland zuströmenden Volksgenossen das Evangelium auch äußerlich, durch Zahl und Bedeutung der Gotteshäuser, nahe treten. Daß davon keine Rede ist — und zwar für die untern Klassen noch viel weniger als für die obern, die ihre Kirchenstühle in den altberühmten Kirchen des Zentrums erwerben und unter den vielen hochbegabten und hochgebildeten Predigern ihre Wahl treffen können —, daß den 40000 Evangelischen, die alljährlich zuziehen und in der Peripherie sich niederlassen, die Kirche so gar nicht als Lebensmacht entgegentritt, das ist ein Notstand, der seine Rückwirkung auf das gesamte Leben der evangelischen Kirche haben muß.

Nun scheint unzweifelhaft seit sechs Jahren das Bewußtsein um diesen Notstand in der Berliner Bürgerschaft im Erwachen zu sein. Wie die vereinigten Kreissynoden darin ihren Ursprung haben, daß die einzelnen Gemeinden und Kreissynoden den Anforderungen der Notlage zu genügen unvermögend sind, so hat sich auf ihrer letzten Tagung vom 24. bis 26. Juni kein einziges Mitglied der Anerkennung der einzulösenden Schuld der Vergangenheit verschlossen. Und in dieser Hinsicht hat auch die Verschiebung der Mehrheit von links nach rechts keinen Wandel hervorgebracht. Es war vielmehr die Feststellung eines Thatbestandes, womit der unterlegne bisherige Vorsitzende, Kammergerichtsrat Schroeder, seine Rücktrittsrede schloß: daß durch die Arbeit dieser Synode während seiner sechsjährigen Vorstandschaft die Rede von der kirchlichen Unfruchtbarkeit des liberalen Protestantismus als das erwiesen worden, was sie immer gewesen: als eine Phrase. Indem wir dem im Hinblick auf die Kundgebungen der linken Seite auf den Synoden beistimmen, wollen wir nicht untersuchen, wie tief die Erkenntnis des Notstandes und das Bedürfnis der Abhilfe bei den meisten Mitgliedern der Linken sitzt; genug, daß es von allen als Sache des kirchlichen Anstandes betrachtet wird, sich im Eifer für die Heilung der zu Tage liegenden Schäden von keinem Rechtsstehenden übertreffen zu lassen.

Aber dieser Eifer war bisher zumeist unwirksam gemacht dadurch, daß er mit der Verfechtung eines kirchenpolitischen Prinzips verbunden war und infolge davon sich am kirchenpolitischen Wider-

stande des Kirchenregiments brach. Und in dieser Hinsicht ist nun ein entscheidender Wandel eingetreten: die Mehrheit hat mit dem regierenden Faktor Frieden geschlossen; der Prinzipienkampf ist beseitigt. Wir müssen das als einen gewaltigen Fortschritt betrachten, wenn wir auch mit der Art, wie er gewonnen wurde, keineswegs übereinstimmen. In der Entwicklung des kirchlichen Lebens müssen wir doch auch die Hand der göttlichen Vorsehung anerkennen, die oft die Mittel zum Zweck zu heiligen, verkehrte Menschengedanken zum Segen zu kehren versteht. Ich schreibe das, obschon auch für mich der Grundsatz, daß in der evangelischen Kirche die Einzelgemeinde, nicht eine Zentralgewalt ausschlaggebend und bestimmend für Bedürfnisse und Ansprüche der fortschreitenden Entwicklung sein soll, und der andre Grundsatz, daß, wer die Pflichten trägt, auch die entsprechenden Rechte haben soll, wichtig und sittlich bedeutsam ist. Aus diesen beiden Grundsätzen war eben die von der Linken gestellte, nun mit 107 gegen 80 Stimmen fallengelassne Bedingung entsprungen, daß patronatsfreie Gemeinden (die auch unbeschränktes Pfarrwahlrecht haben) allein Zuschüsse aus der Kasse der Vereinigten Kreissynoden erhalten sollen*). Auch vermag ich nicht in den Siegesjubel des Hofpredigers Stöcker einzustimmen, daß der Verlust der Majorität dem unpraktischen Wesen und den falschen Ideen, die sich eben in jener Klausel aussprechen, zu verdanken sei: es sind bereits in diesen Blättern die sehr gemischten Entstehungsgründe der neuen Mehrheit unparteiisch gewürdigt. Am wenigsten vermag ich dem rücksichtslosen Parteimann, dem es versagt ist, sich in das Ideal anders gearteter Charaktere hineinzudenken, zu folgen, wenn er sich hinter einander mit der doch aus Gemeindewahlen hervorgegangnen Majorität der neuen Synode brüstet und den Großstadtgemeinden, die ohne Organisation und Leistungsfähigkeit ihre Pflichten nicht erfüllen können, den Anspruch auf das Pfarrwahlrecht bestreitet. Wenn nun gar ein heißblütiger Anhänger des großen Agitators Gott dem Herrn dankte für diese neue Mehrheit, die endlich einmal Sein Reich kommen machen solle, so grenzt für unser Gefühl diese faktisch unwahre Auffassung an Uebertretung des zweiten Gebots.

Die Verhandlung über diesen wichtigsten Gegenstand der Tagesordnung war für den parteilosen, auf Anstand und Billigkeit achtenden Beobachter überhaupt überaus schmerzlich. Zu dem Peinlichsten gehörte die Auseinandersetzung des Konsistorialpräsidenten Hegel, der, sich starr auf den gesetzlichen Standpunkt stellend, mit der Forderung der Legitimität alle Weiterbildung des bestehenden Rechtes durch Berücksichtigung neu entstandner Rechtsbedürfnisse ablehnte. Eine eigentümliche, charaktervolle, aber verhängnisvolle Erscheinung, dieser Sohn des Philosophen, dem das Bestehende eben als solches zugleich als das Vernünftige galt! Hat er das Jahr 1848 nicht miterlebt, daß er den Grundsatz: Wer Pflichten hat, muß auch Rechte haben, wer zahlen muß, soll auch mitreden, für revolutionär erklärt? daß er das Zugeständnis der Hälfte des Pfarrbesetzungsrechts an die Gemeinden als einen Akt der freien Gnade des Königs kennzeichnet und das zudringliche Fordern weitrer Verzichtleistung bei den neu zu gründenden Gemeinden, für die der Patron nichts leistet, als geradezu unsittlich brandmarkt? Begreift man nicht, wie der liberale Gedanke sich radikal aussprechen muß gegenüber einem unbeweglichen Kirchenregiment, das sich gar nicht reden lassen will von „der evangelischen Bevölkerung,“ weil es sie nicht in den Wahlen vertreten achtet, da es die Technik dieser Wahlen

*) In Nr. 7, S. 61 des vorigen Jahrgangs hat sich auch der Herausgeber d. Bl. zu dem besagten, für die jüngste Geschichte der Berliner Kirche so wichtig gewordnen Beschlusse bekannt. Es ist derselbe, den Präsident Hegel als „Simonie“ gebrandmarkt hat. Er ging, um die obige kurze Fassung zu ergänzen, darauf hinaus, daß die Synode bei Kirchen königlichen Patronats, im Falle der Unfähigkeit desselben, selbst neue Predigerstellen zu fundiren, dies ihrerseits nur dann übernehme, wenn der Gemeinde dafür das Recht der Wahl ihres Inhabers zugestanden werde. Ich halte das noch heute für grundsätzlich richtig, sehe aber doch eine Schuld der Berliner Linken darin, daß sie auf diesen Grundsatz auch dann noch sich steifte, als sich herausstellte, daß er zu einem unüberwindlichen Hindernis der erstrebten Hilfe wurde. Solche Verfassungsfragen dürfen nicht mehr ausschlaggebend sein, wo höhere Interessen auf dem Spiele stehen. Wenn die kirchliche Verwahrlosung Berlins damit aufhört, ist der Preis der Aufgabe jenes Prinzips wahrlich nicht zu hoch. D H

genau kenne? Und wenn nun gar die genannte Klausel als „Simonie“ charakterisirt wurde, weil man den Patron zwingen wolle, für Geld ein kirchliches Recht aufzugeben — wen wundert es da, daß zum Nachgeben gestimmte Anhänger des Gemeinderechts nach dieser Rede der Abstimmung sich enthielten?

Wohlthuend stach dagegen Ton und Beweisgang des Redners der Mittelpartei, Propst von der Goltz, ab, der das ernsteste Bestreben bekundete, der unterlegnen Partei und ihrem in der Bürgerschaft lebenden Ideale gerecht zu werden, dabei aber das starre Geltendmachen ihres Prinzips in dieser Notlage als einen schweren Fehler bezeichnete. Als Rheinländer sei er auch von der Vorzüglichkeit der dortigen Verfassungsgrundsätze überzeugt; aber auf dem eigentümlichen Berliner Boden sei es doch selbst Freunden der Gemeinderechte sehr zweifelhaft, welches System der Pfarrstellenbesetzung das geeignetere sei. Jedenfalls müsse er es als eine Art Ausstand bezeichnen, wenn die Stadtsynode trotz allen Notständen das Geld nicht herausgab, weil jene Bedingung nicht erfüllt wurde. Wir sind ganz derselben Meinung, müssen aber freilich den Vertretern des Gemeindegedankens recht geben, wenn sie dagegen fragen: bei welcher Gelegenheit anders sie denn ihr durchaus nicht in der Luft schwebendes, sondern auf dem Grunde reeller Leistungen der Gemeinde stehendes Prinzip geltend machen sollen, da sie doch allein in dieser Synode, kaum in der Provinzialsynode, einen Einfluß auf das Verfassungsleben der Kirche haben, in die Generalsynode aber gar nicht zugelassen werden! So hat es uns denn einen tiefen Eindruck gemacht, als ein Mitglied der Linken sich bereit erklärte, trotz Festhalten an dem Prinzip, doch um der Notlage willen und getrieben von seinem „pastoralen Gewissen,“ für das Fallenlassen jener Bedingung zu stimmen; daß dieser und andre freistehende Männer dann doch nicht mitstimmten, war psychologisch erklärlich durch die Behandlung der Sache von gegnerischer Seite.

Derselbe Tag brachte noch weitre bedauernswerte Zeugnisse für die verbitternde Wirkung des rücksichtslosen Parteikampfes: daß die Linke fast einstimmig die Bereitstellung des auf Berlin entfallenden Beitrags zu dem landeskirchlichen Reliktenfonds ablehnte, weil das betreffende Staatsgesetz noch nicht die Sanktion des Königs erhalten hatte. Nach allen Erklärungen des Kirchenregiments und der Parlamentskundigen, bei der Zufälligkeit, daß das Gesetz noch nicht publizirt vorliegt, mußte die erregte Behandlung dieser Sache als eine durch die gereizte Stimmung verstärkte formalistische Prinzipienreiterei erscheinen.

Nach all den betrübenden Eindrücken kostete es einige Zeit, bis der Schreiber dieses sich zu der vollen Freude am thatsächlich Erreichten durchringen konnte. Wie viel aber damit erreicht ist, daß so der Riegel weggezogen war, der bisher dem Eintreten in eine lebhafte Kirchenbauthätigkeit entgegenstand, das zeigte sich in erfreulichster Weise am folgenden Tage. Zwar mußte sich die von begreiflicher Schaffensfreude beseelte Rechte in ihren Wein einiges Wasser gießen lassen; aber die teils zurückgezognen, teils gemilderten Anträge zum Bau neuer Kirchen eröffneten doch eine sichre Aussicht auf eine muntre Bauthätigkeit, zumal das Kirchenregiment für die zwei nächsten Jahre die Genehmigung von fünf Bauplänen zusagen zu können erklärte. Die Mehrheit erachtete, „daß innerhalb der nächsten fünf Jahre zu notwendigen Kirchenbauten die Summe von mindestens $1^1/_4$ Millionen werde aufgebracht werden müssen, abgesehn von der damit verbundnen Vermehrung geistlicher Stellen,“ forderte also, in den Etat für 1889/90 bereits für Neubau von Kirchen statt der vom geschäftsführenden Ausschuß vorgeschlagenen 40000 Mark 275000 Mark einzustellen und wollte darum die Kirchensteuer von $5^1/_2$ auf 10 % der Klassensteuer erhöhen, wozu freilich erst die Genehmigung des Staatsministeriums einzuholen gewesen wäre, da das Gesetz ohne diese nur 7 % gestattet.

Dem gegenüber mußte der Unbefangne den Rednern der Linken in vielen ihrer Einwendungen zustimmen. Sie erkannten die Kirchennot mit warmen Worten an, erklärten aber den hier beschrittnen Weg zur Abhilfe für einen grundsätzlich falschen. Der Notstand sei eine Folge jahrzehntelanger fehlerhafter Entwicklung; diese durch Steuern zu decken und so der Gegenwart die Abtragung einer alten Schuld aufzubürden, sei unthunlich und

unbillig. Der einzig richtige Weg zur völligen Abhilfe, der einzige, der die Last auf die Schultern mehrerer Generationen verteile, bleibe der, den vereinigten Kreissynoden das Anleiherecht zu geben. Es wurde deshalb beantragt, bei dem Staatsministerium den im vorigen Jahre bereits ausgesprochnen Ausdruck des Bedauerns über die Nichtgewährung des Anleiherechts zu wiederholen. Dieser Antrag wurde dann auch, nachdem Redner der Rechten in nicht überzeugender Weise die Gefahren des Anleiherechts, wie Schuldenmachens, zur Entschuldigung der Regierung vorgebracht, durch das Eintreten der Mittelpartei zum Beschluß erhoben. Weiter beanstandete die Linke das geplante Ansammeln eines Kapitals aus Steuern; man könne die beantragten Summen im laufenden Jahre doch nicht verwenden, und Steuern voraus zu erheben für zukünftigen Gebrauch sei unstatthaft; ja der bisherige Vorsitzende bat, den Antrag abzulehnen, weil eine Erhöhung der Kirchensteuer über das nachgewiesne Bedürfnis hinaus bei Nichtgewährung des Anleiherechts einer Zwangsanleihe gleiche. Werde dieser Antrag angenommen, sagte ein andrer Laie, Geheimrat Krecht, so würde die gegenwärtige Mehrheit sich bei der Mehrzahl der bürgerlichen Steuerzahler um den Kredit bringen. Dabei betonten aber alle Gegner, daß sie bereit wären, bis zu 10% aufzuerlegen, wenn sie den Steuerzahlern deren gegenwärtige Verwendung darthun könnten. Durch diese Erörterungen war die Streitfrage vom gehässigen Partei- auf den praktisch-rechnerischen Standpunkt gebracht. Schreiber dieses hat Gelegenheit gehabt, sich von der rein sachlichen Begründung dieser Bedenken in der Anschauung der Steuerzahler zu überzeugen.

Diese Bedenken, sowie vorzüglich die entgegenkommende Haltung der Opposition, machten bei der Mehrheit einen offen eingestandnen Eindruck. Zunächst freilich verteidigte der vorzüglich bewanderte Oberlehrer Dr. Irmer den Antrag der Rechten mit einer vortrefflichen Auseinandersetzung der kalkulatorischen Seite der Sache. Die jährliche Vermehrung der Bevölkerung um 40000 Seelen fordre den Neubau einer Kirche und die Neuerrichtung von drei Predigerstellen in jedem Jahre. Außerdem aber, da bisher die kirchliche Fürsorge diesem Anwachsen keineswegs entsprochen habe, so seien, abgesehn von der fortgehenden Errichtung neuer Kirchen, zur Abhilfe der alten Schuld mindestens zwanzig Kirchen in nächster Zeit zu errichten. Mit jenem Anwachsen der Bevölkerung habe aber das Anwachsen des Steuerbetrages durchaus nicht gleichen Schritt gehalten; so müsse denn die Gesamtgemeinde nachhelfen. Wolle man nun jene zwanzig Kirchen vermöge einer Anleihe bauen, so erfordre das fünf Millionen, deren Verzinsung den Steuersatz um 3% der Klassensteuer hinaufschraube, sodaß man auch so die 10% überschreiten werde. Wolle man aber nur so viele Steuern erheben, als für das laufende Jahr gebraucht würden, so würden die Steuern alljährlich einen andern Ansatz erleiden und eine bedenkliche Ungleichmäßigkeit entstehn. Wie freilich die von dem Redner aufgetürmten ungeheuern Lasten, außer für die stets neuen, auch noch für die alten Bedürfnisse aus den laufenden Steuerbeiträgen ohne Anleihen getragen werden sollen, ist vielen unklar geblieben, es sei denn, daß Redner sich die Erbauung der zwanzig Kirchen als eine sehr allmähliche vorstellt —, und so eindrucksam die Erinnerung an den Jahrestag der Augsburger Konfession und an die ganz anders großen Opfer der damaligen Gemeinde war, so wenig war damit sachlich geholfen bei der erst mühsam und allmählich zu überwindenden Entwöhnung der Bürgerschaft von größern Opfern an eine Kirche, die so wenig Wurzeln in ihr hat.

Die Einwendungen, die dann vor allem Kaufmann Leßhaft vom Standpunkte des opferbereiten, freisinnigen, aber entschieden kirchenfreundlichen Bürgertums machte, fanden ihre Berücksichtigung in der von Stöcker beantragten Abänderung des ursprünglichen Etatsentwurfs der Rechten, wonach diese sich mit dem Beitrage von 95000 Mark zum Neubau von Kirchen und der Erhöhung der Kirchensteuer von $5^1/_2$ auf 7% begnügt, für den nächsten Etat aber den geschäftsführenden Ausschuß beauftragt, 275000 Mark bezw. 10% einzustellen. In dieser Fassung wurde dann der Entwurf von einer großen Mehrheit angenommen, wozu auch die Linke einige Mitglieder stellte. Aehnlich wurde hernach auf den Einspruch der Opposition ein nicht genügend vorbereiteter Antrag, betreffend Remunerirung geistlicher Kräfte, zurückgezogen und durch eine mit noch größrer Mehrheit angenommne Resolution ersetzt, die für sich selber spricht:

Um eine wirksame Seelsorge in der Gemeinde zu ermöglichen, erklären sich die vereinigten Kreissynoden zur Bewilligung der für die Gründung neuer geistlicher Stellen erforderlichen Mittel bereit, soweit die beteiligten Kirchengemeinden zur Gewährung derselben außer stande sind und auf anderweitige Beiträge nicht rechnen können. Der Vorstand und der geschäftsführende Ausschuß werden beauftragt, die geeigneten Anträge seinerseits zu stellen.

So wenig der Linken bei diesen Verhandlungen der Vorwurf einer unfruchtbaren Opposition gemacht werden kann — während allerdings der Antrag des energischen Pastors Diestelkamp (der ja auch die Grundsteinlegung seiner neuen Nazarethkirche vor Ausarbeitung der Baupläne durchgesetzt hatte), den Staat und die Stadt um je zwanzig Millionen zur Beseitigung der frühern Versäumnisse anzugehn, nur einen Heiterkeitserfolg hatte —, so wenig konnte, was auch von einem hervorragenden Mitgliede der Mittelpartei, Geh. Oberregierungsrat Schneider, warm anerkannt wurde, den weitern Abhilfeplänen der Minderheit eine ernstliche Erwägung versagt werden. Der frühere Vorsitzende, Kammergerichtsrat Schröder, schlug allerdings eine bedenkliche Saite an, als er zur Herabmilderung des erschreckenden Notstandes den Gottesdienst in der evangelischen Kirche überhaupt nicht so gänzlich unentbehrlich erachtete, als viele meinen — das war der verständliche Sinn seiner Worte.*) Aber wir ließen uns gern beruhigen durch seine beiden nachfolgenden Vorschläge: erstlich sei auf den Bau „einfacher" Kirchen Bedacht zu nehmen, und zweitens sei eine andre Parochialeinteilung, welche die an der Peripherie gelegnen übergroßen Gemeinden und die unverhältnismäßig schwachen Gemeinden des Zentrums ausgleichen würde, in ernstliche Erwägung zu ziehen. Präsident Hegel that dem Vorredner entschieden Unrecht, wenn er betonen zu müssen glaubte, daß ein jedes neue Gotteshaus als ein Segen für das ganze evangelische Volk zu betrachten sei; auch die Mahnung, einfach zu bauen, konnte angesichts der Heilig-Kreuz-Kirche nicht entkräftet werden durch die Hervorhebung des Schwankenden in dem Begriff „einfach"; die praktische und rechtliche Unausführbarkeit der Umpfarrung der Gemeinden ward allerdings einleuchtend. Das einzige, worin Schreiber dieses mit dem Vertreter des Gesetzes sich einig fand, war der sehr warme Appell an die reichen ältern Gemeinden, nicht gesetzlich, sondern freiwillig zur Begründung neuer Pfarrsysteme mitzuwirken. Mit wohlthuender Wärme wies er auf das leuchtende Beispiel der Matthäikirche hin, die die Lukas- und Zwölf-Apostelkirche wesentlich begründet habe. Wir leben der sichern Erwartung, daß die einstimmige Annahme des darauf gerichteten Antrags auf die betreffenden ängstlichen Hüter des Kirchenvermögens ihre Wirkung haben und so mehr als manches andre zur Abhilfe der Not beitragen wird. Der Antrag lautete:

Den Vorstand und Ausschuß zu ersuchen, dahin zu wirken, daß die vermögenden, in der Seelenzahl zurückgehenden Kirchen im Zentrum veranlaßt werden, in der Umgebung der Stadt Filialen zu errichten, welche von den Geistlichen der Muttergemeinde versorgt werden.

Als nun zum Schluß die Einnahmen des Etats aus 7% der Klassen- und klassifizirten Einkommensteuer fast einstimmig angenommen wurden, worauf sich die Synode zur Beratung der übrigen Tagesordnung (Küster- und Kirchendiener-Gehaltserhöhung u. a.) und etwaiger neuer Nachtragsforderungen zu genehmigten Bauten auf den Herbst vertagte, da entsprach das Dankgebet für die friedsame Frucht der gemeinsamen Arbeit dem aufrichtigen Gefühl wohl fast aller Anwesenden. Der letzte Tag hatte auch die persönlichen Eindrücke des zweiten korrigirt; er hatte eine so redliche Mitarbeit von allen Seiten, eine so

*) Es liegt diesem Worte, das den Redner nachträglich zu öffentlichen Erklärungen veranlaßt hat, ein sehr richtiger und gegenüber dem Berliner Kirchenmangel unentbehrlicher Gedanke zu Grunde, der nämlich, daß auch bei den des Kirchgangs Entwöhnten noch wirkliches Christentum zu finden ist. Jeder evangelische Christ sollte diesen Gedanken, der für den Katholiken unverständlich ist, anerkennen. Das Bedenkliche des Wortes lag in diesem Fall aber darin, daß es vor einer Versammlung gesprochen wurde, die wahrlich keine wichtigere Erwägung kennen durfte, als die: Wie schaffen wir Kirchen? D H

sachliche Prüfung aller Anträge, eine so tüchtige Sachkenntnis und warme Beteiligung zumal der Laienmitglieder, und zwar auf beiden Seiten, eine so vorzügliche Leitung der Geschäfte durch den neuen Vorsitzenden, den parteifreien und humorvollen Generalsuperintendenten von Berlin, D. Brückner, und durch den geschäftsführenden Ausschuß an den Tag gebracht, daß man für die Zukunft dieser Stadtsynode, die das Gegenteil einer Pastorenkirche darstellt, die besten Hoffnungen hegen darf.

Wenn wir so von dieser Synode eine neue Epoche der Abhilfe der Kirchennot herschreiben möchten, so wollen wir uns doch nicht über die Schwierigkeiten der Lage hinwegtäuschen. Sie sind teils alten, teils neuen Ursprungs. Die größte Schwierigkeit liegt in der Haltung unsers großen Staatslenkers: es ist kein Geheimnis, daß der Reichskanzler wie dem Anleihe-recht der Synode, so der Erhöhung der Kirchensteuer sein Veto entgegenstellt; ob er seine politischen Bedenken überwinden wird?*) Eine weitre Schwierigkeit liegt in der Umständlichkeit des Instanzenweges und der Aufsichtsbehörden, worüber z. B. die Emmaus-Gemeinde eine geradezu entrüstete Klage erhob. Man hofft viel von der persönlichen Einwirkung des Kaisers; aber abgesehn von der ohnedies so oft auf der Rechten spürbaren Neigung, sich auf Fürsten zu verlassen, sich mit der höchsten Autorität zu decken, die wir als ganz unlutherisch fliehen müssen, — wird nicht eine durchgreifende Befreiung von büreaukratischen Schranken nötig sein, um den opferwilligen Gemeinden die Lust nicht zu benehmen? Eine neue Schwierigkeit sehn wir aus der ja im übrigen förderlichen Verschiebung der Mehrheit erwachsen. Ist dadurch das Zusammenarbeiten der Synode mit dem Kirchenregiment ermöglicht und eine relative Nachgiebigkeit des letztern gewährleistet, so wird anderseits die Geneigtheit der gewiß zu zwei Dritteln freisinnigen steuerzahlenden Bürgerschaft und ihrer Vertretung in den städtischen Körperschaften zur pekuniären Beihilfe in Frage gestellt, wenn die neue Mehrheit und das alte starre Kirchenregiment den Steuerzahlern immer neue Lasten auferlegen, ohne ihre Rechte zu erweitern, ja, ohne nur auf ihre Stimmung zu achten. Wir können und wollen ja nicht einstehn für den kirchlichen und spezifisch christlichen Sinn der liberalen Bürgerschaft, aber wir müssen ihr kirchliches Ehrgefühl in pekuniären Leistungen anerkennen. Wir befürchten so wenig, als es die Minderheit je androhte, daß die vermehrten Steuern, die ja nur den Wohlhabenden aufliegen, zum Austritt aus der Kirche veranlassen werden; aber wir befürchten eine tiefre Kluft zwischen Kirche und Bürgerschaft, wenn das kürzlich laut gewordne Stichwort von der „synodalen Hierarchie" in weitern Kreisen der Bürgerschaft stehender Ausdruck der Stimmung werden sollte.**)

Nun gilt ja gewiß für die Kirche am wenigsten die Parole: Vox populi vox dei. Aber anderseits ist auch nur diejenige kirchliche Entwicklung gesund im evangelischen Sinne, die der Gemeinde nicht aufgezwungen, sondern ihren bessern Regungen entsprechend ist. Möchte es den vermittelnden Elementen gegeben sein, in diesem Sinn auf die an ihr Mitgehn gebundne Mehrheit einzuwirken, damit die Kirche von Berlin erbaut werde nicht trotz, sondern mit der Gemeinde! Dazu segne Gott diesen vielversprechenden Anfang!

D B

---

*) Sehr beachtenswert, gerade auch um ihres Mißerfolgs willen, ist die Vorstellung des Kammergerichtsrats Schröder an den Fürsten Bismarck vom 25. Januar 1888, die in der neuesten Nummer der Protestantischen Kirchenzeitung vom 3. Juli veröffentlicht ist.

D H

**) Als Symptom dieser Stimmung ist der tief beklagenswerte und kaum zu rechtfertigende Beschluß der Berliner Stadtverordneten-Versammlung anzusehn, wonach die fernre Einziehung der Kirchensteuer durch die städtischen Organe abgelehnt wird, ein Beschluß, der, ohne Debatte und ohne Angabe von Gründen gefaßt, nur als ein Protest gegen die gegenwärtige Haltung der Stadtsynode betrachtet werden kann.

Anmerkung des Herausgebers. Diese Ansicht des Herrn Verfassers wird durch einen Artikel der Nationalzeitung vom 3. Juli bestätigt. Es heißt dort:

Die Berliner sind, man kann es wohl sagen, energische, aber doch auch bedächtige Leute. Wenn man ihnen nachweist: Das und das ist nötig, wir sind es uns selbst schuldig, kann man bei ihnen mit der Zeit alles durchsetzen, was vernünftig ist. Die unüberlegte

Art des Vorgehens aber hat der Sache selbst, wie wir fürchten, einen ganz enormen Schaden gethan. Zunächst hat die Stadtverordnetenversammlung in ihrer unmittelbar darauf folgenden Sitzung ohne Debatte beschlossen, die vom Magistrat beantragte Einziehung der Kirchensteuer, nachdem dieselbe in dieser überhasteten Weise durch die neue Majorität zunächst von $5^1/_2$ auf 7 Prozent erhöht worden ist, abzulehnen. ..... Die Ablehnung selbst erklärt sich psychologisch sehr einfach. Wenn man von jemandem eine Gefälligkeit verlangt, thut man gut, ihn nicht vorher vor den Kopf zu stoßen. Von der Linken der Synode gehörten etwa zwölf zugleich der Stadtverordnetenversammlung an. Der Beschluß der letzteren ist eine Quittung für den Vorwurf der Simonie, für die Stöckerschen Liebenswürdigkeiten, und für diese überhastete Etatsaufstellung!

Psychologisch erklärt mag so der beklagenswerte Beschluß der Stadtverordnetenversammlung sein, aber zur Ehre gereicht er ihr nicht. Daß die neue Mehrheit sich beeilte, die lange schon von allen Seiten geforderte Hilfe endlich einmal zu schaffen, und nicht wieder ein Jahr warten wollte, daß sie sich damit sogar „überhasten" konnte, versteht jeder, dem die Sache am Herzen liegt; daß aber die Stadtverordneten eine auch von der Linken der Synode sachlich gebilligte Steuererhöhung zum Anlaß nahmen, ihr Mißvergnügen an der neuen Mehrheit zu beweisen, läßt eigentlich nur den Schluß zu, daß ihnen die Sache, die Hebung des kirchlichen Notstandes, dieses öffentlichen Aergernisses, nicht am Herzen liegt. Wenn wir den Wechsel der Synodalmehrheit aus einem Grunde bedauert haben, so aus dem, daß damit der Linken innerhalb der preußischen Landeskirche das einzige Feld genommen ist, auf dem sie positive Arbeit im großen thun konnte; nun wird sie wenigstens zeigen können, ob sie im Stande und willens ist, diesen unfruchtbaren, wahrhaft unkirchlichen Geist, der in der Stadtverordnetenversammlung herrscht, innerhalb der liberalen Bürgerschaft gebührend zurückzudrängen und zu bekämpfen.

D H

In Sachen Trümpelmanns

2*)

In seiner Rechtfertigungsschrift war der Lutherspieldichter auch auf die Thatsache zu reden gekommen, daß in der römischen Kirche der Mariendienst immer üppiger den Herrndienst überwuchre. Zum Beweise hierfür hatte er erzählt:

Ich trat vorletzten Sommer in eine katholische Kirche; im linken Seitenschiff der Passionsweg des Herrn, im rechten der der Maria; jener verstaubt, dieser blank vom Gebrauch.

Dieser eine kleine Satz war für die ultramontanen Gegner bedeutsam genug, um mit großer Behaglichkeit zu einem geistgewaltigen Angriffe auf den bösen Trümpelmann ausgebeutet zu werden. Er bot nämlich die Handhabe eines Irrtums dar, an die man sich um so eifriger anklammerte, je weniger man im stande war, Trümpelmanns sonstige Ausführungen zu widerlegen. Professor Dr. Josef Rebbert in Paderborn, ein Priesterbildner und propagandistischer Volksschriftsteller echt römischen Schlages, Redakteur des Sonntagsblättchens „Leo" und Verfasser ungezählter „Bonifaziusbroschüren," trat als Gewappneter gegen Trümpelmann in die Schranken.

Dieser Mann, in den evangelischen Kreisen des Westens nie ohne Humor genannt, erschien zum ersten Male auf der Bildfläche größrer Oeffentlichkeit im Jahre 1886. Da war nämlich in dem durch Pfarrer Terlinden in Duisburg trefflich geleiteten Rheinisch-Westfälischen Gustav-Adolf-Blatte das Preisausschreiben eines „reichen Schotten," wie sich später herausstellte, des von einer schottischen Traktatgesellschaft beauftragten Londoner Buchhändlers John Kensit, veröffentlicht, das auf den Schriftbeweis für zehn katholische Lehrsätze (Gebet zur Jungfrau Maria, Ehelosigkeit Petri, Fürbitte für Tote, Papsttum u. a.) hohe Belohnungen setzte (je 1000 Pfund Sterling); und Josef Rebbert hatte — freilich nur als Anonymus — die Kühnheit, den Schriftbeweis anzutreten.**) Er war darnach! Es

---

*) Vergleiche Jahrgang 1, Nr. 9, S. 81: Vom römischen Kriegsschauplatz: 3. Der reiche Schotte.

D H

**) Enthält vier Kapitel: 1. Was Herr Rebbert unter „Bildung" versteht. 2. Herrn Rebberts Wissenschaftlichkeit. 3. Rebbertsche Spiegelfechtereien. 4. Herrn Rebberts guter Geschmack. — Erschienen bei D. B. Wiemann, Barmen; 10 Pf.

wäre ja wohl ergötzlich, den exegetischen Luftsprüngen und Leibesverrenkungen des gelehrten Herrn zuzuschauen; allein das würde zu weit führen. Wer ultramontane Bibelauslegung studiren will, dem sei Terlindens Büchlein: Der reiche Schotte, ein neuer Beitrag zu der alten Frage: Was ist Wahrheit? (Duisburg, bei Joh. Ewich; 25 Pfg.) wärmstens empfohlen. Kurzum, die Tagesförderung des Herrn Professors wurde im genannten Gustav-Adolf-Blatte gründlich genullt, und es half ihm auch nichts, daß er darnach sich aufs Schimpfen und Verleumden legte, als sei das ganze Preisausschreiben nur „gemeiner Schwindel“ gewesen. Die ganze Sache, an sich ja mehr pikant als bedeutsam, hatte die segensreiche Folge einer „Rebbertspende,“ durch die das Gustav-Adolf-Blatt sich wesentlich vergrößern konnte, sowie einer bald über das Doppelte der Auflage steigenden Verbreitung des Blattes.

Kurz darauf errang sich Rebbert mit einer gegen die inzwischen erschienene Schrift Thümmels: Rheinische Richter und römische Priester gerichteten Bonifaziusbroschüre: In Sachen Thümmel, ein aufklärendes Wort für Christgläubige, ein neues Fiasko — nota bene natürlich nicht im eignen, von Urteilsgebundenheit erfüllten Lager. Geist und Ton der Rebbertschen Volksbücher kam hier zu besonders glänzender Entfaltung. Tertius Gaudens giebt in seinem Pasquill: Der Löwe von Paderborn oder Trumpf sticht. Herr Dr. Josef Rebbert „in Sachen Thümmel“ beleuchtet*) — folgende „Blumenlese“ „mit Handschuhen“ zum Besten:

Vom Pfarrer Thümmel wird geredet als einem „phosphorisizirenden Prediger“ mit „glühenden Tigeraugen,“ oder als von einem „ungeschlachten, theologielosen Neologen.“ Die „Fuhrmannslaterne der Schmähschrift Rheinische Richter und römische Priester“ heißt eine „ordinäre Brandschrift“ und enthält „unheimlich wetterleuchtende Beschimpfungen des heiligen Altarssakramentes“ u. s. w. Am 11. September [1887] bei der Festrede Thümmels [im evangelischen Arbeitervereine] in Weitmar „flackerte die Brandfackel des Haders auf“ . . . Es war „eine Brandrede, die aller Vorstellung spottete.“ Und — entsetzlich oder ekelhaft? — „die fanatisirte Menge jubelte phrenetisch“ . . . Selbst der arme Claudius muß herhalten und seine Worte verunstalten lassen, daß der schöne Vers herauskomme:

Herrn Thümmels Waffe ist nicht viel,
Nicht besser als ein Besenstiel.

Dann folgen wieder „unqualifizirbare Beschimpfungen katholischer Dinge,“ aufgelesen auf dem „Gassenboden gemeiner Beschimpfung,“ Ausdrücke, wie „giftig,“ „klobig,“ „Raufbold“ . . . Die „Thümmelei“ besteht in einem „klobigen Gebaren“ u. s. w. u. s. w. Sapienti sat. Genug und übergenug!

Etwas anders klingt Rebberts Redeweise, wenn er volkswissenschaftlich wird. Da hat er z. B. gegen die protestantische Weinspendung beim heiligen Abendmahle folgende geistvolle Bedenken:

1. Zuerst soll verhütet werden, daß nicht das Blut des Herrn auf die Erde gegossen werde. . . .

2. Da . . die heilige Eucharistie immer für die Kranken in Bereitschaft gehalten werden muß, so steht zu fürchten', daß die Gestalt des Weines [bei längerm Stehen] . . . sich säuern und verderben möchte [nota bene nach erfolgter Verwandlung!].

3. Es giebt viele, die den Geschmack, ja den Geruch des Weines nicht vertragen können. Die Kirche will nicht, daß das, was zum Heile der Seele genossen wird, dem Körper Beschwerden verursachen könne. . . u. s. w.

Item, dieser unermüdlich rührige und nach ultramontanen Begriffen hochgelahrte Mann schrieb, nach dem bekannten Grundsatze des Winkeladvokaten: Gieb mir eine Zeile schriftlich, und ich will dich verderben — einen Brief an Trümpelmann, in dem er mit ironischer Höflichkeit um den Namen des Ortes bat, wo jener den Passionsweg der Maria gesehen haben wollte.

In der That: diese Angriffsform, die einen anständigen Gegner beim ersten Male nur zu leicht verblüfft, ist nicht übel ersonnen; in unserm Falle empfahl sie sich noch besonders dadurch, daß die räumliche Entfernung Torgaus von Paderborn Herrn Rebbert die Hoffnung nahe legte, als werde er hier noch mit einigem Erfolge die Rolle des ernst zu nehmenden, wohl angesehenen Mannes spielen können.

Diese rabulistische Kampfesweise, verbunden mit einer geradezu äquilibristischen Gewandtheit, die Aufmerksamkeit von den großen Streitpunkten, zu deren Verteidigung man sich ohnmächtig weiß, auf gänzlich unbedeutende, aber prächtig aufzubauschende Kleinigkeiten hinüberzuspielen, ist gegenwärtig im ultramontanen Lager sehr beliebt und wird fleißig angewendet. Ich selbst bin einmal ähnlich angezapft worden, auch von Paderborn her, und ich könnte noch andre Fälle berichten. Der Gegenschlag kann siegreich nur auf zweifache Weise geführt werden: so, daß man entweder durch vornehme Nichtachtung oder durch entlarvende Satire den Gegner zum Bewußtsein seines Wertes zurückführt. Trümpelmann, mit römischer Art nicht genugsam vertraut, that keins von beiden. Zu ehrlich in seiner Gesinnung, mühte er sich vergeblich an der Lösung des Rätsels: was denn wohl in Wahrheit dahinter stecke, daß man aus dem reichen Inhalte seines 94 Seiten starken Buches nur eben diesen einen geringfügigen Irrtum herausgegriffen habe. Arbeitshäufung kam dazu. Es lief ein Mahnbrief nach dem andern ein, und als Rebbert endlich mit der Oeffentlichkeit drohte, da erbat sich Trümpelmann Frist zu ausführlicher Antwort, ohne jedoch den so heiß begehrten Namen zu nennen.

„Besten Dank!“ mit diesem Ausrufe quittirte der Paderborner Professor seine Freude darüber, daß der Gegner aus seiner überlegnen Stellung sich hatte herauslocken lassen. Ohne Rücksicht auf den vertraulichen Charakter der privaten Korrespondenz, auf den Trümpelmann in einem weitern Schreiben ausdrücklich hinwies, veröffentlichte Rebbert in seinem „Leo“ sämtliche Schriftstücke und gab damit das Signal zu einem die ultramontane Presse weithin ergreifenden Jubelgeschrei und Hohngelächter: „Trümpelmann in schweren Nöten,“ „hier stehe ich und kann nicht.“ Es war ein Hauptspaß für diese kleinen Geister. Ach, wie that das so wohl nach all den Schlappen, die man gegen den erfahrnen Streiter von Remscheid sich geholt hatte! Daß die Leser dieser Blätter und Blättchen an das Wort vom Mückenseihen und Kameleverschlucken denken möchten: davon war nichts zu befürchten. Auf verständige, urteilsfähige Leute einzuwirken ist ja regelmäßig nicht die Absicht der von solchen Sächelchen lebenden Presse; allein durch die elementare Wucht der bethörten Massen wirkt sie und versteht sich prächtig aufs Geschäft. Das Einzige, was den Römlingen bei der Sache schmerzlich sein mag, ist der nicht wegzuleugnende Umstand, daß dergleichen „Geistesblitze“ nur zu rasch verpuffen. Was mit so wenig Verstand behaftet ist, hat notwendig die Natur der Eintagsfliege. Jedoch wird die Männer von drüben auch darüber das Bewußtsein hinwegtröstén, in majorem ecclesiae gloriam ein „gutes Werk“ gethan zu haben.*)

Ich kann bei der Darlegung der ultramontanen Fechtweise einen äußerst bezeichnenden Vorfall nicht unerwähnt lassen, der in weitern Kreisen bekannt zu werden verdient. Ende vorigen Jahres kündigte der um die evangelische Sache verdiente Verlagshändler D. B. Wiemann in Barmen seine deutsche Ausgabe von des ehemaligen römischen Priesters Chiniqui gefürchtetem Buche: Der Priester, die Frau und die Ohrenbeichte in einem längern Prospekte an, worin die Geschichte des Verfassers und seines Werkes kurz mitgeteilt war. Es ist begreiflich, daß Sorge und Wut alsbald die ergriff, welche die Wahrheit zu scheuen haben. Die Kölnische Volkszeitung, das bedeutendste Zentrumsorgan Rheinlands, druckte in ihrer Nummer vom 19. November 1888 diesen Prospekt auszugsweise ab, indem sie gerade solche Thatsachen „unterdrückte und verschwieg,“ die zum Verständnis der Person Chiniquis notwendig und wichtig waren. Das angezeigte Buch wurde zu einer „Schandschrift gemeinster

*) Vergl. Nr. 25 d. Jgs., Spalte 500.

*) Außer von Meister Rebbert selbst ist Trümpelmann gleichzeitig auch von einem Paderborner Amanuensis desselben angezapft worden, der, da er andres nicht zu thun hatte, aus dem Handel eine wunderschöne „Bonifaziusbroschüre“ verfertigte. Viel seichtes, albernes Gefasel persönlicher Art, kein Wort über das, wozu angeblich diese Büchelchen da sein sollen, über „den Katholizismus und die Einsprüche seiner Gegner.“ Interessant ist nichts in dem 48 Seiten langen Machwerke pikant allenfalls der durch zwölf Seiten durchgequälte „Nachweis,“ daß der große Kurfürst — ein Reichsverräter gewesen, und also auch mit „ein Schandfleck der deutschen Geschichte“ sei. Der „Nachweis“ wird „geführt“ an der Hand des bekannten ultramontanen „Geschichtsschreibers“ Onno Klopp und des mir als „Erzwelfen“ bezeichneten braunschweigischen Hauptmann a. D. Bruno Bauer!!

Sorte," der Wiemannsche Prospekt als ein „marktschreierischer Wisch" gekennzeichnet und der Wiemannsche Verlag aufs kräftigste verrufen. Bald darauf war die Kölnische Volkszeitung in der angenehmen Lage, als „erste Frucht" mehrfacher Erkundigungen ein Schreiben des Erzbischofs Corrigan von Newyork zu veröffentlichen, in dem Chiniqui als ein Mann dargestellt wurde, „der in den Vereinigten Staaten weder Achtung noch Ansehn besitzt und in Kanada, seinem Heimatlande, noch mehr verachtet ist von den Protestanten als von den Katholiken." „Wegen unordentlichen Lebenswandels" sollte er aus einem Orden ausgestoßen sein, und in dem bischöflichen Archive zu Montreal sollten „Stöße von Aktenstücken gegen seinen moralischen Charakter liegen."

Wiemann war im Stande, durch bischöfliche Dokumente, durch Briefe protestantischer Geistlichen und Synoden Amerikas die Angaben Corrigans als krasse Verleumdungen zu brandmarken; er vermochte mitzuteilen, daß ein Pater Brunart im Prozeßwege zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt worden war, weil er 72 falsche Zeugen gegen Chiniqui bestochen hatte; er wies aus öffentlichen Zeugnissen dem Erzbischofe von Newyork die bedenklichsten Geschichten nach; drei offne Briefe mit einer Fülle vernichtenden Materials ergingen an die Kölnische Volkszeitung. Aber die Kölnische Volkszeitung schwieg! Keine Silbe zur Steuer der Wahrheit; kein Wort der Richtigstellung oder der Abwehr; und jener „ersten Frucht" ist bisher keine zweite gefolgt.

So oder so: es ist immer dieselbe wurmstichige Art, von der Geheimrat Wiese in seinen Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen schreibt:

Eine [meiner Erfahrungen in vielfältigem Verkehr mit Katholiken] ist die, daß ich mich weniger unter diesen Männern erinnere, bei denen ich nicht Einwirkungen der römisch-kirchlichen Pädagogik auf den Wahrheitssinn bemerkt hätte; auch die edelsten Naturen, Menschen, die sich im Leben durchaus treu und gewissenhaft erwiesen, hatten sich ihrer nicht ganz erwehren können .... Die Abirrung der römischen Kirche von der Wahrheit des reinen Evangeliums ... hat im katholischen Volk eine unbewußte Trübung des Wahrheitssinnes notwendig zur Folge gehabt.

Er führt den Ausspruch des Kardinals Newman an:

es sei eine schöne Sache um die Wahrheit, aber man müsse sparsam damit umgehen!

und den andern des Kardinals Manning, der es als einen Triumph preist:

daß die Geschichte jetzt glücklicherweise von der katholischen Dogmatik besiegt sei.

Nach weitern Zeugnissen fährt er fort:

Alle solche unbewußte und bewußte Unwahrhaftigkeit und Sophistik wird aber gedeckt durch die nun sogar zu einem Dogma erhobne Unfehlbarkeit der hierarchischen Spitze, des Papstes. ... Einem meiner Freunde hat der alte Schlüter in Münster bei einem Gespräch über beide Konfessionen mit Seufzen gestanden: „Ja, ihr Evangelischen habt die Wahrheit; aber zu unserm Troste haben wir die Kirche und wollen sie halten."

Doch zurück zu Trümpelmann! Während des ganzen Gezeters ist er durchaus würdig und gehalten geblieben. In einem ruhig und sachlich geschriebnen Briefe an die durch Ton und Takt ganz absonderlich hervorragende Dortmunder Tremonia (Redakteur Lensing) hat er einerseits seinen Irrtum eingestanden, andrerseits auf den Kern der Sache, das ohnehin genugsam klare Ueberwuchern des Mariendienstes in der römischen Kirche, hingewiesen. Er schließt:

Es kommt mir allerdings nur auf die Wahrheit und einzig und allein auf die Wahrheit an. Da wir Evangelischen weder persönliche, noch kirchliche Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen, so können wir nur in der Feststellung der Wahrheit das Heil finden für Person und Kirche. Wollte Gott, es würde dem Herrn Professor Rebbert ebenso leicht, alle andern von mir berührten Irrtümer seiner Kirche zu widerlegen und zurückzuweisen, wie die Abweisung des „dargestellten" Passionsweges der Maria! Denn dann würden wir zum Heile unsers Vaterlandes der Zeit näher sein, wo es wirklich heißen kann: „Eine Herde unter einem Hirten!"

Man kann lange suchen, ehe man drüben eine solche Sprache zu hören bekommt. Aus dem Munde des Professors Rebbert haben wir sie nie vernommen.

* * *

Ich habe eingangs die Befürchtung ausgesprochen: es möchte mit dieser Erörterung den Gegnern allzuviel Ehre angethan sein. Ich stehe am Schlusse unter demselben Eindruck. Seis drum; es kann das Gesagte jedenfalls dazu dienen, die Qualität des Feindes kennen zu lernen. Und das ist vielen Evangelischen erst noch sehr zu wünschen, damit man in der notwendigen Anwendung von Gegenmaßregeln sich nicht vergreife. Die Hauptsache bleibt mir das Zeichen der Zeit, das ich in den Berliner Lutherspielvorgängen selbst erkenne und aus dem die Gemeinde des Evangeliums die Mahnung entnehmen möge: Halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme! G-S

Aus Belgien

(Jubilé-Cinquantenaire du Synode de l'Union des Eglises Evangéliques de Belgique) Vom 25. bis 27. Juni fand zu Brüssel in der mit freundlichem Grün geschmückten Eglise du Musée in wahrhaft erhebender Weise das fünfzigjährige Jubiläum der Union der Evangelischen Kirchen Belgiens statt (1839—1889). Der Pfarrer von Brüssel, Rochedieu, welcher Geist und Liebenswürdigkeit, hohen Ernst und treffenden Scherz meisterlich wohlthuend in diesen Tagen zu offenbaren verstand, hielt die ergreifende Gedächtnisrede: er erinnerte an die alten Verfolgungen, bis endlich Josefs II. Toleranzedikt, noch durchgreifender der erste französische Konsul den Resten evangelischen Glaubens Luft verstattet habe und nun besonders seit der Einigung der einzelnen evangelischen kleinen Gemeinden Belgiens von 1839 an neues Leben erblüht sei, über das der Redner dann einen fesselnden Ueberblick gab. Dieselben Klänge durchzogen die Berichte der einzelnen Pfarrer über die Entstehungs-, Leidens- und Entwicklungsgeschichte ihrer Gemeinden, unter denen einzelne, wie Antwerpen, von der Reformationszeit selbst herstammen, andre moderner Industrie, Freizügigkeit und Auswanderungslust den Ursprung verdanken. Aus England, Holland, Frankreich und Deutschland waren Gäste gekommen, die in ihren Zungen Glückwunsch und Teilnahme aussprachen: aus England Herr Matthews, der von uns neulich genannte Generalsekretär des Pan-Presbyterian-Council, aus Frankreich die Pariser Theodor Monod, der einen ausgedehntern, fast zu geistreichen Discours (Causerie) hielt über das Wort des Heilands von dem Schriftgelehrten, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorzuholen weiß, und Pfarrer Benjamin Couve, der in sehr herzlicher Weise sprach; der Gustav-Adolf-Verein — Zentralvorstand und Rheinischer Hauptverein — hatte Konsistorialrat Pfarrer Natorp aus Düsseldorf entsendet, der über das apostolische: „Die Liebe Christi dringet uns also" eine längre Ansprache an die Festversammlung richtete; dazu war auf dringende Bitte in letzter Stunde noch Pfarrer Dr. Hermens aus Köln herbeigeeilt, der zweimal auf Wunsch des Vorsitzenden eine kleine, sehr freundlich aufgenommne Ansprache an die Synode richten durfte. Was dem Deutschen befremdlich war in der Kirche: Zusagendes, sympathisch Empfundnes wurde mit Beifallklatschen begrüßt. Eigentümlich, aber wohlthuend klangen dem Fremden auch die Cantiques — „Ein feste Burg" stand dreisprachig gedruckt auf dem Festliedertexte (französisch, deutsch, holländisch) und wurde auch so gesungen — sowie die Gebete, deren nicht nur von den Pfarrern, sondern auch von würdigen Aeltesten gesprochen wurden. Am 26. Juni machte die Synode in einer Stärke von 130 Personen einen Ausflug nach der frühern Cisterzienserabtei Villers, einer Gründung Bernhards von Clairvaux, von den französischen Gleichmachern zerstört, aber durch die ungeheuern Ruinen noch heute in Erstaunen setzend. Leider scheint man die gewaltigen Trümmer immer mehr verfallen zu lassen, obgleich es doch Pflicht staatlicher Oberaufsicht wäre, die Reste eines so prächtigen Baues auf kommende Geschlechter zu erhalten.

Von eigentlichen Geschäften lag der Synode die Aufnahme einer zweiten, seit dem Tode des auch in Deutschland vielbekannten Pastors Spörlein in Antwerpen entstandnen, eigentlich bisher separirten deutschen Gemeinde (Pastor Mayer) in den Verband ob, die einmütigfeierlich mit dem Gebete eines Aeltesten begangen wurde.

Eine zum Jubiläum erschienene Festschrift betitelt sich: Histoire du synode de l'Union des Eglises protestantes évangéliques des Belgique (Bruxelles 1889, 240 S.). Referent würde oben näher auf die hochinteressante und tieftragische Geschichte der evangelischen Kirchen Belgiens eingegangen sein, wenn diese nicht in befriedigendster Weise behandelt wäre in drei Heftchen der Sammlung: „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" von Pfarrer Dr. Dechent zu Frankfurt a. M.: (Nr. 20) Die Anfänge der Reformation in den Niederlanden; (Nr. 43) Die Evangelischen der Niederlande unter Philipp II.; (Nr. 45) Das heutige Evangelisationswerk in Belgien (je 10 Pf.; Barmen, Hugo Klein). Die Gustav-Adolf-Freunde werden der belgischen Diaspora um so weniger vergessen dürfen, als in den Industriebezirken sich auch viele, zum Teil schon verkommne Deutsche einfinden, für deren Kinder Schulunterricht zu besorgen ist. In dieser Hinsicht wird es namentlich wohlgethan sein, den treuen Pfarrer Peterson in Seraing thatkräftig zu unterstützen.

Die Evangelischen Belgiens erfreuen sich der Freiheit des freien Staates. Wie im übrigen die belgischen Verhältnisse liegen,*) darüber

*) Wir werden in nächster Zeit über die evangelische Kirche in Belgien eine Reihe eingehender Abhandlungen aus der Feder des eben genannten Pfarrers Peterson bringen. D R

haben wir uns früher eingehend geäußert; unlängst aber hat ein angesehner deutscher Katholik, Mitglied des preußischen Herrenhauses, Graf Fred Frankenberg, in der „Post" einen Artikel gegen das Zentrum und den Ultramontanismus veröffentlicht, in dem es u. a. heißt:

„Staatskatholizismus, der dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist, und der unserm gemischt-konfessionellen Vaterlande den Frieden wahrt, ist ein Schimpfwort bei den Ultramontanen, das wir gern annehmen, gerade wie die ersten Christen diese schmähende Bezeichnung als Ehrennamen führten. Wollte man unsrerseits dieser wenig geistreichen Erfindung der klerikalen Partei einen Sinn unterlegen, wie er der Wahrheit entspricht, so müßte man den Spieß umdrehen: Staatskatholizismus ist in Wahrheit die Entartung der Weltreligion, die als ihr höchstes Ziel erstrebt, die Staatsgewalt unter ihre Macht zu beugen, um Staat und Kirche gleichzeitig zu beherrschen. Ein lebendiges Beispiel unsrer Tage zeigt, was wir meinen. In dem **Musterstaate Belgien** sehen wir den Staatskatholizismus gegenwärtig am Regiment; dort schlägt er seine Schlachten; dort enthüllt er seine wahre Natur. Das Vertrauensvotum, das die klerikale Kammermajorität einstimmig dem katholischen Ministerium votirte, als dieses nach dem Skandalprozeß von Monts unter der Verachtung des ganzen Landes zusammenbrach, nur um bei Neuwahlen das Regiment nicht aus den Händen zu verlieren, das ist für alle Welt das vollgiltigste und nie mehr zu tilgende Kainszeichen, bis zu welcher Verirrung — wenn dieser Ausdruck nicht zu milde ist — die klerikale Herrschsucht getrieben werden kann. Unterdrückung der Freiheit und der Kultur, Vernachlässigung aller Grundsätze, welche die Staaten Europas groß und blühend gemacht haben, ein Kastenregiment, wie es nirgends schlimmer haust, die Leiden des Volkes, völlige Ohnmacht der Gesetzgebung, außer natürlich im eignen Interesse, Entfesselung des Hasses im eignen Volke, das ist das Bild, was das staatskatholische Regiment — nach den Herzen der Klerikalen — in Belgien zeigt."

So wahr die Kennzeichnung des in Belgien sich frei entfaltenden Ultramontanismus ist, ebenso gewiß ist es jedoch, daß auch der Standpunkt des Grafen Frankenberg und der deutschen „Staatskatholiken" sich nicht halten läßt. Man kann nicht zugleich dem Papalismus sich unterwerfen und seine Folgerungen ablehnen. Quadratur des Kreises! So sagt mit Recht das Braunschweiger Evangelische Gemeindeblatt.

Schreiber dieses wiederholt zum Schluß, von der Synode und ihrer Festfeier die besten Eindrücke heimgebracht zu haben. H

Bücher und Schriften

(Jesus von Nazaret, ein Epos) Bei Velhagen & Klasing erschien in guter Ausstattung: Jesus von Nazaret, ein Epos von E. Rutenberg; 368 S. Ohne Zweifel ist dieser neue Versuch, die evangelische Heilsgeschichte in ein zusammenhängendes Dichtwerk umzugießen, aller Beachtung wert. Warmer Glaube und wirkliche Dichterbegabung vereinigen sich zu einer Verherrlichung des Heilands, die auch dem wohl thun muß, der allerlei Bedenken betreffs der Aufgabe, die sich der Dichter stellte, und betreffs der Art, in der er sie löste, nicht überwinden kann. Und zu diesen Bedenklichen rechnen wir uns. Unsre Ausstellungen beginnen auf ästhetischem Gebiete. Wir setzen den Fall, jemand wolle den Herodot in Verse bringen. Unmöglich! Warum unmöglich? Weil die wasserhelle, herzerfrischende Prosa Herodots die klassische Erzählungsform für das Heldenzeitalter Griechenlands geworden ist. Ob gleichzeitig mit Herodot ein Epiker der Perserkriege hätte erstehen können, mag man ja für nicht ausgemacht halten; daß aber nun, wo wir in der Hauptsache auf Herodots Prosa angewiesen sind, dieser Epiker nicht erscheinen darf, liegt auf der Hand. Bessres kann er uns nicht geben, als wir haben.

Auch das Leben unsers Heilands hat seine ewig normale, klassische Berichterstattung gefunden. Die im besten Sinne naiven, sonnenhellen Darstellungen der Evangelisten sind durch keine Reflexion, Phantasie, durch keine noch so zarte und sinnige Kunst zu bereichern. Warum das in klassischer Form Vorhandne umgießen? Mit dem Umgießen schwindet die großartige, einfältige Nüchternheit, die dem Evangelium eignet. Es sei uns gestattet, eine kurze Probe des Unterschieds zu geben:

(Rutenberg 14. Gesang, S. 141—42)

. . . . . Da plötzlich scholl es donnernd, brausend her,
Das Wasser wallte, und, den Gischt der Flut
Hertreibend, stieß mit Macht ein jäher Schlag
Der Windsbraut auf das Boot, das ächzte, schwankte,
Gefahrvoll wendete, dahinflog dann
Wie welkes Laub im Herbststurm; seiner Schaum
Der Wogen spritzte auf, die Luft verdunkelnd,
Am Himmel jagte drohendes Gewölk,
Und Wellen überdeckten schon den Kahn.
Die Fluten kochten, und die Ruder ruhten,
Die nervgen Arme lähmte Todesangst.
Sie blickten bleich, entmutigt vor sich hin.
Ein Wirbelwind von schrecklichen Gedanken,
Gewaltger als des Meeres Ungestüm,
Erstarrte sie; nur Judas sprach: „Wir sterben,
Indes er schläft!" Und Petrus half sich tastend
Zu Jesu hin, erweckte ihn und klagte:
„Herr, fragst du nichts darnach, daß wir verderben?"
Er stand im Schiff in einem Augenblick,
„Wie, habt ihr keinen Glauben?" rief er aus,
„Kleinmütige, wie furchtsam seid ihr doch!"
Da, wie ein Leu sich auf des Bändgers Ruf
Zu seinen Füßen schmiegt, ließ unversehens
Der Sturm die furchtbar wehnden Schwingen sinken,
Gehorsam des allmächtgen Schöpfers Wink,
Und eine große Stille ward umher.
Sanft kräuselte die Flut sich um das Schiff,
Die Wolken teilten sich, und freundlich blickte
Das Nachtgestirn auf die Geretteten.
Die kleine Herde drängte sich zusammen,
Ehrfurchtergriffen wiesen sie auf ihn,
Zu dem der ewge Vater sich bekannte,
Und flüsterten erschauernd: „Wer ist der,
Dem Wind und Meer gehorchen? Wer ist der?"

(Lukas 8, 22—25)

Und es begab sich auf der Tage einen, daß er in ein Schiff trat samt seinen Jüngern. Und er sprach zu ihnen: Lasset uns über den See fahren! Sie stießen vom Lande. Und da sie schifften, entschlief er. Und es kam ein Windwirbel auf den See, und die Wellen überfielen sie, und standen in großer Gefahr. Da traten sie zu ihm und weckten ihn auf und sprachen: Meister, Meister, wir verderben! Da stand er auf und bedrohete den Wind und die Woge des Wassers; und es ließ ab, und ward eine Stille. Er sprach aber zu ihnen: Wo ist euer Glaube? Sie fürchteten sich aber und verwunderten sich und sprachen unter einander: Wer ist dieser, denn er gebeut dem Winde und dem Wasser und sie sind ihm gehorsam?

Was hat der Stoff durch die dichterische Verbreiterung gewonnen? Klarheit? Er hatte sie schon! Anschaulichkeit? Als ob sie gefehlt hätte! Ich habe nichts dagegen, wenn der Prediger eine einzelne biblische Geschichte breit ausmalt, damit sie auch den geistig schwachen Hörern deutlich werde. Kann das hier der Zweck sein? Ich sage nichts gegen eine in historische Form gebrachte, historisch-archäologische Auslegung, wie sie **Pressel** (Priszilla an Sabina) bietet; aber eine derartige Verbreiterung aus ästhetischem Interesse, wie sie bei **Rutenberg** vorliegt, scheint mir ein nicht völlig glücklicher Griff zu sein.

Was ist es aber, das zur schlichten Bibelerzählung hinzutritt? Teils eine Detailmalerei, die das Auge von den Hauptgestalten ablenkt, teils eine dogmatische Reflexion, die den Eindruck schwächt. Oder ist es nicht falsch, erst schon von „des allmächtigen Schöpfers Wink" zu reden, um dann doch noch, als ob vom allmächtigen Schöpfer keine Silbe dagestanden hätte, zu fragen: „Wer ist der?"?

Im ganzen lesen sich die Verse gut; die Diktion hat Fülle; aber in solchen volltönenden Versen die lange Geschichte des Herrn zu hören, fordert ein Maß innrer und äußrer Ruhe, über das heute kaum jemand verfügt. Einzelne Teile mögen gut für den Abendtisch einer gebildeten Christenfamilie passen.

Aber auch wenn wir die wünschenswerteste Ruhe für das Epos besäßen, das Gedicht würde uns nicht ruhig bleiben lassen, denn es hat in sich selbst etwas Hastiges, Unstetes. Die Welt, in welcher der Dichter Jesum auftreten läßt, ist nicht die gewohnte wirkliche Welt, in der wie existiren, sondern eine Zauberwelt: farbenreich, magisch beleuchtet. In dekorativer Neigung häuft der Dichter alles Merkwürdige und Glänzende; er hat Träume und lichte Engel, Cypressen und Palmen, Silbermond und Blitze, Freudenwellen, Paradiesesströme und vieles andre unsers Erachtens in etwas überflüssiger Weise zur Verfügung. Jesus lebte in der platten Alltäglichkeit des menschlichen Lebens. Nur in dieser und aus dieser heraus verstehen wir seine Größe. Je mehr man ihn ins Wunderland versetzt, und sei es auch nur durch ästhetische Effekte, desto weniger wird er selbst Wunder bleiben.

Jesum darzustellen, können christliche Wissenschaft und Kunst nicht müde werden. Aber wo und wie er dargestellt wird, so soll und muß es der historische Jesus von Nazaret sein, der Menschensohn, der „an Gebärden als ein Mensch erfunden" wurde. Erst dieser historische Jesus enthüllt sich uns als unser Herr und Gott. Es will uns scheinen, als verhielte sich **Rutenbergs** Jesusbild zur der Wirklichkeit etwa wie die **Overbeck**schen Jesusbilder. Ueber den Herrn ist eine solche Fülle von Verklärung ausgegossen, daß er kaum noch der Herr zu sein scheint, der, verachtet und unwert gehalten, sich erniedrigte bis zum Tode am Kreuze. Wer aber den Strahlenglanz des Erhöhten um das Haupt des Erniedrigten legt, zerstört irgendwieweit das Urbild, zu dessen Preis er seine Harfe stimmte. F N

(Die Grundgesetze des Christentums) Endlich glaubt ein Professor C. Jessen, Dr. med. et phil., der schon umfangreiche Werke über „Botanik in kulturhistorischer Entwinlung" und „Der lebenden Wesen Ursprung" verfaßt hat, aus dem Urtexte des Evangeliums die Grundgesetze des Christentums nachgewiesen zu haben*). Da er den Entdeckungsbericht dem preußischen Kultusminister gewidmet, wächst unsre Spannung; sein Ergebnis ist auch überraschend genug: einsichtige Liebe und Geistesbildung sind die Hauptbestandteile der echten, eignen Lehre Christi. Das wahre christliche Bekenntnis müsse also etwa so lauten: „Ich glaube an Gott den alleinigen Herrn des Weltalls, der liebevoll mich ausgerüstet hat mit den herrlichsten Gaben an Herz, Seele, Einsicht und mancherlei Kräften des Geistes wie des Körpers. Ihn zu lieben über alles, ihn besser und besser zu erkennen, in seinen Wegen freudig zu wandeln, will ich mich abmühen mit allen den Kräften, die Er mir verliehen, ich für mich und verbunden in werkthätiger Liebe mit meinen Mitmenschen, seinen Geschöpfen, auf daß ich so das Walten Gottes erkenne in allem und jedem, was mich trifft auf meinen Lebenswegen, und will mir ein jedes zu meinem Besten dienen lassen. So darf ich hoffen, in alle Ewigkeit und auch schon hier auf Erden mehr und mehr den ewigen Frieden Gottes und die Ruhe des Herzens mir zu gewinnen." Das alles liest Jessen aus der bekannten Antwort heraus, die Jesus

---

*) Einsichtige Liebe und Geistesbildung die Grundgesetze des Christentums. Aus dem Urtexte des Evangeliums nachgewiesen von C. J. Berlin 1888; R. Schäffer, 28 S.

Matth. 22, 37—40 auf die Frage des Schriftgelehrten erteilt: Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Die Worte des Herrn sind nach seiner Meinung bisher nie richtig verstanden worden; was Luther mit Gemüt übersetzt, bezeichne die denkende und zerlegende Seelenkraft, die Einsicht, den Verstand. Damit wird die Liebe zu Gott als maßgebend für alle Seelenkräfte hingestellt, und im Gegensatze zu buddhistischer Bildungsfeindschaft ist nach Christi Meinung Förderung des Wissens und der Wissenschaft zur rechten Erkenntnis des göttlichen Waltens und des einen göttlichen Geistes eine beständige Hauptaufgabe der wahren Religion. Eine solche allseitige Liebe zu Gott sucht dann ihre werkthätige Ausführung in der Nächstenliebe, die Selbsterkenntnis, Selbstliebe und Demut zur Voraussetzung hat.

Den guten Willen des Verfassers bezweifeln wir nicht, ebenso wenig daß er „Christus zum Führer auf seinem Lebenswege genommen," erkennen auch gern manche richtige Bemerkung, z. B. in dem vierten Abschnitte über werkthätige Nächstenliebe, an: über das Ergebnis können wir uns in eine Auseinandersetzung nicht einlassen, weil die Methode der Forschung doch gar zu naiv ist. Wer Pharisäer und Schriftgelehrte für die orthodoxe jüdische Geistlichkeit hält, wer annimmt, daß Christus ebensowohl griechisch wie hebräisch gesprochen habe, wer auch nur die Möglichkeit behauptet, daß Jesus „viel besser als wir heutzutage über den Ursprung und das Alter der einzelnen Schriftteile [nämlich in den fünf Büchern Mosis] unterrichtet war, und daß er gerade diese Worte, die er seinen Geboten zu Grunde legte, wohlbewußt einem ältern und darum besonders ehrwürdigen Teile des mosaischen Gesetzes entnommen," wer noch die Antithese fertig bringt: „Christus legte wahrlich auf das Thun mehr Gewicht als auf das bloße Verstehen und Glauben" — der ist wenig geeignet, in Fragen der neutestamentlichen Forschung andern ein Führer zu sein; und auf „einsichtige Liebe" zu wissenschaftlicher Schriftauslegung wie auf eine nach allen Seiten hin unbefangne Kritik wird man bei ihm nicht rechnen. So ist es denn auch unserm von „Christi Einsicht und Zuvertrauen auf den Adel des menschlichen Geistes" begeisterten Bildungschriften bei seiner Studie übel ergangen; nur eins lernt der Leser unzweifelhaft durch Jessen: daß zur Entscheidung theologischer Fragen, wie die nach den Grundgesetzen des Christentums, persönliche Frömmigkeit, „thatenreicher Wille" und medizinisch-philosophische Gelehrsamkeit nicht ausreichen, daß dazu eine theologische Wissenschaft unentbehrlich ist. Hochwillkommen ist jede Mitarbeit von Laien an den Aufgaben der Kirche, an der Erbauung und Christianisirung der Welt; aber je gründlicher wir mit der Gegenüberstellung von Klerus und Laien im Interesse der Wahrheit aufräumen, um so energischer müssen wir in dem gleichen Interesse aufrechterhalten den Gegensatz von wissenschaftlicher Forschung und — milde gesagt — Dilettantismus. J

(Briefwechsel zwischen Martensen und Dorner 1839—1881) Ob in unsrer rasch lebenden Zeit auch noch so viele und so gründliche Briefe geschrieben werden, wie es früher Gewohnheit war? Ich möchte es fast bezweifeln. Die Erleichtrung des brieflichen Verkehrs, die uns die heutigen Verkehrsmittel gewähren, hat die Briefe unendlich vermehrt, aber kaum inhaltsreicher und gehaltvoller gemacht. Ueberdies verschieben wir gründliche und sachliche Erörterungen gern bis auf die nächste persönliche Begegnung, die immer herbeizuführen eben auch so viel leichter geworden ist. Die beiden oben genannten Theologen haben sich noch in der Weise der guten, alten Zeit geschrieben. Ueber alles, was sie bewegte, haben sie in über vierzig Jahren regen und lebendigen Austausch gepflogen. Das persönliche tritt hinter den allgemeinen, hinter öffentlichen und namentlich theologischen, litterarischen Interessen zurück. Das hat wohl auch zur Veröffentlichung des Briefwechsels geführt. In der That bietet er viel Interessantes; wer einmal die Geschichte der Kirche und Theologie in unserm Jahrhundert schreibt, hat darin eine Urkunde von nicht geringer Bedeutung. Und jeder Leser wird sich an dem Bilde der treuen Freundschaft und innigen Geistesgemeinschaft zweier hervorragenden Männer, wie es ihm hier entgegentritt, erfreuen und erbauen. Allen Freunden Dorners namentlich, die ihm und seiner schlichten Würde, seiner edeln, vom Geiste Christi verklärten Persönlichkeit ein treues und dankbares Andenken bewahren, wird der Briefwechsel willkommen sein. Mancher freilich, der in theologischen Dingen bewandert ist, wird zugleich einen Eindruck davon gewinnen, wie rasch der Wechsel der Zeiten sich vollzieht. Diese Männer haben mit großen geistigen Gaben und rastloser Energie dasselbe Ziel erstrebt, das uns vorschwebt, nämlich den unverkürzten evangelischen Christenglauben in der geistigen Welt unsrer Gegenwart in seiner alles andre überragenden Bedeutung zur vollen Geltung zu bringen. Aber wie ganz andre sind die theologischen Mittel, die sie brauchen und von denen sie das Heil erwarten! Mancher wird sich dem Eindrucke nicht entziehen können, daß sie in einer Welle unsers geistigen Kulturlebens standen, die heute im Abfließen begriffen ist, daß sie sich in ihrer Zukunftsperspektive täuschten. Und daraus erwächst die Mahnung zur Prüfung der eignen Mittel, der Antrieb, die geistigen Strömungen der Gegenwart nicht zu überschätzen und einen freien Standpunkt über ihnen zu suchen. Zugleich jedoch zeigt dieser Briefwechsel, daß der echte Glaube derselbe bleibt und eine Gemeinschaft knüpft, die solchem Wechsel nicht unterworfen ist. Das ist dann wieder das Tröstliche an dergleichen Betrachtungen. J K

(Deutsch-National) Der Pfarrer Julius Werner zu Hohenthurm bei Halle, der unlängst ein Büchlein über „Johann Eberlin von Günzburg, den evangelisch-sozialen Volksfreund" geschrieben, veröffentlicht jetzt unter dem zusammenfassenden Titel: Deutsch-National Vorträge, Ansprachen, Aufsätze, jene in verschiednen Städten gehalten, die dem protestantischen und nationalen Empfinden zeitgemäß sind. In „Drei Kaiser" werden Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. vor Augen gestellt, als „Deutschnationale Geisteshelden" sodann Luther, Ernst Moritz Arndt und Bismarck gefeiert; der dritte Abschnitt: „Deutsch-nationale Bewegungen in Vergangenheit und Gegenwart" handelt von der Reformation, der alten Burschenschaft und den „Vereinen deutscher Studenten," sowie dem Deutschtum in Oesterreich-Ungarn; der vierte Abschnitt: „Gegen die kirchliche und soziale Lauheit" verbreitet sich u. a. über den Evangelischen Bund und die sozialen Aufgaben der Gegenwart. Das Buch, 168 S. stark, zum Preise von 2 Mark 40 Pf., ist sehr hübsch ausgestattet, im ganzen auch wohl empfehlenswert. S. 145 ist anscheinend aus dem bekannten Grafen Sedlnitzki Zedlinsky geworden. Am meisten Bedenken hat dem Berichterstatter der Aufsatz „Wartburg und Kyffhäuser" erregt. Muß schon der nationale Sinn des Studenten Antisemitismus sein? Wir sind zu unsern Zeiten auch national und patriotisch gewesen; der Juden, die auch keine Wechsel von uns hatten, bedurften wir nicht dazu. Soll, was S. 114 Zeile 19 f. steht, ein Angriff gegen den Wingolf sein, so weise ich ihn hierdurch mit Namensunterschrift zurück. Dr. Hermens

Quittung

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 26 Mk. durch A E, Halle.

Für den Kirchbau zu Rudolfsthal (Maglaj am Verbas) in Bosnien: 5 Mk. von C G P, Stuttgart.

Für das Kinderheim „Paz" in Eskorial, Spanien: 3 Mk. von O E, Erlangen.

Für Arenshausen in Eichsfelde: 5 Mk. von C G P, Stuttgart.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 27 Mk. gesammelt von W Sch, Berlin.

Für die Sommerpflege armer Näherinnen: 3 Mk. von W Sch, Berlin.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Schweizerischer Mäßigkeitsverein des blauen Kreuzes

Fest-Programm. Bern 1889

Montag den 5. August

Von 8 Uhr vormittags an: **Empfang der Gäste.** Verteilung der Quartiere 2c. im Saal des blauen Kreuzes, Schauplatzgasse Nr. 1. — $10\frac{1}{2}$ Uhr vorm. **Allgemeine Versammlungen.** Deutsch: Im Vereinshaus, Nägeligasse. (Französisch: In der Zionskapelle, Nägeligasse.) 1. Begrüßungswort der Präsidenten der beiden schweizerischen Zweige. 2. Referate über **„die Wichtigkeit eines klaren Verständnisses der Rechtfertigung durch den Glauben zur gesunden Entwicklung des christlichen Lebens in unsern Vereinen".** Deutscher Referent: Hr. Pfr. Furer aus Zäziwyl. (Französischer Referent: Hr. Pfr. Samuel Robert aus Neuenburg.) 3. Diskussion und Gebete. — 1 Uhr nachm. **Bankett** in der Kantine auf dem Kirchenfeld. — Bei schönem Wetter: 3 Uhr nachm. **Spaziergang** in die Elfenau. $3\frac{3}{4}$ Uhr nachm. **Versammlungen** (deutsch und französisch) im Walde: Grüße der Vertreter der Kantone und der fremden Gäste. Freie Mitteilungen und Ansprachen. — Bei regnerischem Wetter: 3 Uhr nachm. **Aufbruch** von der Kantine. $3\frac{1}{2}$ Uhr nachm. **Allgemeine Versammlungen.** Deutsch: In der Festhütte auf dem Muristalden. (Französisch: In der Nydeckkirche.) 6 Uhr abends **Abendtrinken** in der Kantine auf dem Kirchenfeld. — 7 Uhr abends **Gemeinsame Gebetsversammlung,** deutsch und französisch in der Zionskapelle. — 8 Uhr abends **Oeffentliche Versammlungen.** — Mitteilungen über die Vereinsthätigkeit und aus dem Leben gewesener Trinker. Deutsch: In der französischen Kirche. (Französisch: Im Vereinshaus, Nägeligasse. Die französische Versammlung wird eingeleitet durch ein Referat von Hr. Pfr. Robert Matthey aus Renens, Waadt, über folgendes Thema: „Warum trägt unsere Thätigkeit einen religiösen Charakter?")

Dienstag, den 6. August

$5\frac{1}{2}$ Uhr vorm. **Vereinigung** der Festbesucher zum Gesang mit Begleitung der Vereinsmusiken auf der Plattform beim Münster. — 6 Uhr vorm. **Festpredigt** in deutscher Sprache, von Hr. Pfr. Ecklin aus Basel, im Münster. 8 Uhr vorm. **Versammlungen** zum Gebet und zum Lobe Gottes. Deutsch: Im Vereinshaus, Nägeligasse. (Französisch: In der Zionskapelle, Nägeligasse.) — In den gleichen Lokalen: 9 Uhr vorm. **Referate** über **„die Gefahren des Hochmutes und den Weg, davon frei zu werden".** Verhandlung. Deutscher Referent: Hr. Pfr. Bovet aus Bern. (Französischer Referent: Hr. Pfr. Morel von Moutier-Grandval.) — 11 Uhr vorm. **Referat** von Hrn. Oberpfarrer Dr. Martius aus Dommitzsch (Preußen) über **„die neuere deutsche Mäßigkeitsbewegung und die Einführung des blauen Kreuzes in Deutschland"**, im großen Saal des Kasino. (11 Uhr vorm. **Referat** in französischer Sprache von Hrn. Pfr. Ant. Rochat aus Satigny über **„die kantonalen Gesetzgebungen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke seit der Revision von 1885"**, im Museumssaale.) — $12\frac{1}{2}$ Uhr nachm. **Bankett** in der Kantine auf dem Kirchenfeld. — $2\frac{1}{2}$ Uhr nachm. **Abschiedsversammlungen.** Deutsch: In der Festhütte auf dem Muristalden. (Französisch: In der Nydeckkirche.) — 4 Uhr nachm. **Schluß.** — Für die Zurückgebliebenen: $7\frac{1}{2}$ Uhr abends **Gebetsversammlung** in deutscher Sprache in der Zionskapelle. 8 Uhr abends **Oeffentliche Versammlung** in der französischen Kirche. **„Warum wir die Enthaltsamkeit nicht nur auf den Branntwein, sondern auch auf Bier, Wein und Most ausdehnen."** Eingangswort von Hr. U. Nabholz aus Basel. Freie Mitteilungen und Ansprachen.

NB. Außer den Versammlungen dieses Festprogramms finden in Bern noch folgende Zusammenkünfte statt: **Sonntag, den 4. August,** 7 Uhr abends: **Gebetsversammlung** in der Zionskapelle, Nägeligasse. — $7\frac{1}{2}$ Uhr abends: **Oeffentliche Versammlung** in der französischen Kirche. **„Das blaue Kreuz in Berlin"**, Bericht von Hr. Oberstleutnant a. D. v. Knobelsdorff aus Berlin. Mitteilungen über die Vereinsthätigkeit und aus dem Leben gewesener Trinker. — **Mittwoch u. Donnerstag, den 7. u. 8. August: Internationale Delegirtenkonferenz,** deren Programm vom internationalen Zentralkomitee des Mäßigkeitsvereins des blauen Kreuzes später bekannt gemacht wird.

Adresse für alle Anfragen u. Bestellungen: **Herr Stahel, Agentur des blauen Kreuzes in Bern.**

Das Organisationskomitee des Bundesfestes: A. Bovet. H. Hugendubel. J. Locher-Nydegger. G. Lauterburg-Jäggi. A. Stahel. G. Cuénod. F. Müllhaupt. Ch. Benz. C. Wyß. — **Das Zentralkomitee des schweiz. Mäßigkeitsvereins:** A. Bovet. C. Furer. G. Lauterburg-Jäggi. U. Nabholz. C. Bonnard. J. Groß. A. Jaquet.